

1.22



**KLIMA
KULTUR
ARBEIT**

Es gilt, ins Handeln zu kommen!

Als Mitglied der Redaktion dieser Ausgabe nimmt man wahrscheinlich die Beiträge diverser Journale im ORF oder im Deutschlandfunk selektiver wahr als andere Rundfunkhörer*innen. Und da wurde in den Monaten der gemeinsamen Gestaltung dieses Magazins einiges an Thematik geboten: Weltklimabericht; Dürre in der Landwirtschaft; Stürme über Nordeuropa; extreme Trockenheit im Frühjahr; Erdüberlastungstag in Österreich; steigende Meeresspiegel bedrohen Miami und Shanghai; Trinkwassermangel durch Erderwärmung; 2000 indonesische Inseln stehen vor der Überflutung; Klimaforscher*innen sehen düstere Zukunft für Sydney; Superstürme auf allen Kontinenten usw.

Und immer noch sind wir alle überrascht. In einem wahrlichen Jubiläumsjahr, in dem mehrere Vorhersagen dieses Zustands runde Geburtstage feiern. Vor fünfzig Jahren wurde der Club-of-Rome-Bericht „Die Grenzen des Wachstums“ in Stockholm veröffentlicht. Vor 35 Jahren wurde im Brundland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung der Begriff der Nachhaltigkeit definiert. Vor dreißig Jahren beschlossen 178 Staaten bei der UN-Weltkonferenz „Umwelt und Entwicklung“ in Rio de Janeiro Leitlinien zur nachhaltigen Entwicklung für das 21. Jahrhundert, kurz „Agenda 21“. Die Abstände zwischen den Konferenzen wurden danach kürzer, die Katastrophenszenarien greifbarer. Geschehen tut wenig, oder zumindest zu wenig. Laut den Vorgaben der EU sollen bis 2030 die Treibhausgasemissionen gemessen am Stand 1990 um 55 Prozent sinken, 2050 soll die Union gar klimaneutral sein. Ein utopisches Ziel, wenn man sich derzeitige Entwicklungen anschaut.

Das Kuriose an der Geschichte ist: Auf der einen Seite gibt es ein hohes Problembewusstsein, die Thematik ist gesellschaftlich angekommen und an allen Ecken und Enden sichtbar. Auf der anderen Seite verharren wir bei den Lösungen noch viel zu sehr im Konventionellen und Braven. Wenn irgendwo etwas passiert, was eigentlich schon seit zehn Jahren selbstverständlich sein sollte, wird dies als großer Fortschritt zelebriert. Mit dem Ukraine-Krieg droht nun wieder die Gefahr der Rückschritte. Wie schnell eigentlich schon längst überholt geglaubte Konzepte wieder auftauchen, erstaunt viele.

In dieser allgemeinen Großwetterlage braucht es auch einen Brückenschlag zur Kulturszene. Auch wir reden über Ökologie, als ob wir seit Jahrzehnten mitten drin wären. Und eigentlich machen wir gerade die ersten Stolperschritte hinein. Alle nicken beim Thema „klimaneutral“, aber wenn es ums Anfangen geht, dann gibt es meist das große Schweigen.

Welche Beiträge können die Kunst und die [Freie] Kulturszene für den Klimaschutz leisten? Wie „klimafit“ ist man im eigenen Betrieb? Wird von Produktion über Materialeinsatz und Energiehandhabung bis hin zu Kantine oder Dienstplänen schon alles getan, um die Klimaziele zu erreichen? Und was unternimmt man, um mittels Programmen oder sonstigen Aktivitäten Besucher*innen dahingehend zu motivieren, ihr eigenes Verhalten zu evaluieren? So werden z.B. die Anreisen zu Veranstaltungen als großes Problem verifiziert. Wird wirklich alles Mögliche getan, um für individuelle Anreisen mit dem Auto Alternativen anzubieten? Die Einsatzfelder dafür sind vielfältig. Und natürlich kann auch die ureigene künstlerische Produktion, der kreative, künstlerische Gehalt, ein Beitrag zum hoffentlich besseren Umgang mit unseren Ressourcen sein.

Also haben wir uns zur Aufgabe gemacht, ins Land reinzuschauen und zu suchen, was es so zu berichten gibt. Zum Teil geschehen bereits sehr ermutigende Dinge, die auch sehr einfach umzusetzen sind. Manchmal sind es auch Beispiele, die weit in die Zukunft schauen. Doch fast alles steckt leider noch in den Kinderschuhen. Es gilt, ins Handeln zu kommen.

PS: Um mit dem anfangs zitierten bewussten Zuhören bei den Rundfunkjournalen der letzten Monate zu enden: In einem Reisejournal auf Ö1 pries im Februar 2022 ein Kärntner Schigebiet die Möglichkeit des Heliskiing in der Region an. Zwar mit dem Zusatz, dass dies von Österreich aus verboten sei. Aber mit dem Hinweis, dass es in Italien erlaubt sei. Und von der österreichischen Wirtshütte über die Grenze zur italienischen fährt man nur kurz – mit dem Pistenbully.

Da sind noch einige Hausaufgaben zu machen.

*Gerald Gröchenig, Tristan Jorde,
Richard Schachinger, Helene Schnitzer*

Abbildung Cover:
Benjamin R. Kuran
siehe Seite 87
„o.T“, Fotografie, 40 x 30 cm
aus der Serie Kamerun 2018
<https://benjaminkuran.gallery>



Zentralorgan für Kulturpolitik
ISSN 1818-1694

Medieninhaberin, Herausgeberin,
Verlegerin:
IG Kultur Österreich,
ZVR-Nr. 998858552
Gumpendorferstraße 63b
A-1060 Wien
Tel.: +43 (1)503 71 20
office@igkultur.at, www.igkultur.at

Redaktion zum Themenschwerpunkt:
Gerald Gröchenig, Tristan Jorde,
Richard Schachinger, Helene Schnitzer

Grafikdesign:
Beate Schachinger, Iris Buchholz
Druck: Gerin Druck GmbH, Wolkersdorf

Offenlegung lt. § 25 Mediengesetz:
Blattlinie:
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht
notwendigerweise die Meinung der IG Kultur
Österreich wieder. Geschlechtergerechte Schreib-
weise ist eine Vorgabe der Redaktion.

Geschäftsführung: Yvonne Gimpel (derzeit
karenziert), Gabriele Gerbasits, Gerald Gröchenig

Vorstand: Mirjam Steinbock (Obfrau), Benjamin
Pascal Blaikner, Simon Hafner, Verena Humer,
Lidija Krienzer-Radojevic, Sabine Maringer,
David Prieth, Herta Schuster und Alina Zeichen

Erscheinungsweise:
1 Ausgabe pro Jahr

Preis: Euro 5,-

In Kooperation mit dem Bundesministerium
Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport,
Abteilung für europäische und internationale
Kulturpolitik

 **Bundesministerium**
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

4

Inhaltsverzeichnis

02 — 03

[Editorial | Impressum](#)

01. PRAXIS

08 — 10

[Green Events sind keine Kunst – ein Wegweiser](#)

Lisa Prazeller

11 — 13

[Unter dem Siegel der Nachhaltigkeit](#)

Thomas Wolkinger

14 — 15

[Treibgut](#)

Interview mit Katharina Wolfrum und Jonald Khodabakhshi

16 — 18

[Kleidertauschparty im rōda Steyr](#)

interview mit Martina Hofmair

19 — 20

[Offene Technologielabore \[OTELOs\] und Repair Cafés](#)

Interview mit Fritz Feichtinger

21

[Bikerei Innsbruck](#)

Interview mit Lorenz Kiesel

22 — 23

[Kultur, Coolness & Kalkül](#)

Thomas Weber

24 — 25

[KlimaTeller](#)

Interview mit Antje Wilke

26 — 28

[Die Open-Source-Platine als digitale Kunst](#)

Stefanie Wurschitz

29

[Schluss mit dem NFT-Hype](#)

Christoph „Burstup“ Weiss

02. POLITIK

32 — 33

[Klimaschutz ist ein Gebot der Stunde](#)

Interview mit Andrea Mayer

34 — 37

[Heute auch an morgen denken](#)

Peter Aufreiter

38 — 39

[Gehört der Klimaschutz schon ins Museum?](#)

Bianca Ober

03. INTERNATIONAL

42 — 44

[Wie kommt man vom Wissen zum Handeln?](#)

Interview mit Jacob Silvester Bilabel

45

Kolumne: [Nutellaverbot](#)
Gebrüder Moped

46 — 48

[Selbstversuch soziokultureller Zentren
in Deutschland](#)

Kristina Gruber

49

Karikatur: [Kittihawk](#)

Christiane Lokar

50 — 53

[Grüne Mittagsstunde](#)

Birgit Heidsiek

04. THEORIE

56 — 58

[Was schlägt die Stunde?](#)

Hildegard Kurt

59 — 61

[Kultur der Nachhaltigkeit](#)

Franzisca Weder

62 — 64

[Das freistehende Einfamilienhaus
als Auslaufmodell?!](#)

Barbara Steinbrunner

65 — 68

[Aus Donuts müssen Krapfen werden](#)

nonconform / Roland Gruber,
Maria Isabettini, Peter Nageler

69

[Zukunftshof Rothneusiedl](#)

Interview mit Theresa Schütz

70 — 73

[Ästhetik als Prävention](#)

George Steinmann

74 — 75

Kolumne: [Liebling, wir haben die Welt
geschrumpft](#)

Mieze Meduse

05. IG ARBEIT

76 — 78

[Gemeinwohlbilanz ARGEkultur Salzburg](#)

Daniela Gmachl

79 — 80

[FAIR PAY –](#)

[Der Traum von der fairen Bezahlung](#)

Gabriele Gerbasits

81

Kolumne: [Corona und Kultur](#)

Andi Wahl

82 — 84

[Keine Zeit für Pessimismus](#)

Nicola Weber

07. KUNST

85 — 86

Andreas Dworak

06 — 07 / 40 — 41

Benjamin R. Kuran

30 — 31 / 54 — 55 / 87





8

Lisa Prazeller

Green Events sind keine Kunst – ein Wegweiser

Das Was und das Wie

Stellen Sie sich vor, Sie besuchen ein Benefizkonzert. Es werden Spenden gesammelt für eine Umweltorganisation, die sich für saubere Ozeane einsetzt. Am Buffet gibt es Lachsbrötchen und die Getränke kommen in Plastikbechern daher. Irgendwas stimmt da nicht. Das Was und das Wie passen nicht zusammen. Gut, das Beispiel ist sehr plakativ, aber Sie verstehen den Punkt: Viele Veranstaltungen haben thematisch einen gesellschaftspolitischen Anspruch, der sich nicht in der Veranstaltung selbst widerspiegelt. Und auch in der Kulturszene liegen das Was und das Wie häufig weit auseinander. Immer mehr Künstler*innen und Kulturschaffende setzen sich in ihrer Arbeit mit der Klimakrise auseinander. Aber in der praktischen Umsetzung fehlt dann die ökologische Achtsamkeit.

Vom Wissen ins Tun zu kommen, ist leichter gesagt als getan. Für die Veranstaltungsszene gibt es zum Glück Abhilfe: Beratungen und Zertifizierungen für Green Events. Ganze zehn Initiativen wickeln hierzulande Green Events ab (siehe Infobox). Sie sind durch das Green Events Austria Netzwerk verbunden. Die Anforderungen sind unterschiedlich, die Inhalte sind die gleichen: Werden bestimmte Kriterien bei der Organisation und Durchführung berücksichtigt, bekommt die Veranstaltung das Markertl „Green Event“.

Und nein, nicht nur Veranstaltungen mit einem gesellschaftspolitischen Anspruch sollten sich um das Thema Nachhaltigkeit kümmern. Aber wie so oft sind es genau diese, die mit gutem Beispiel vorangehen müssen, damit andere nachfolgen. Was gilt es also zu beachten?

Lisa Prazeller ist stellvertretende Geschäftsführerin beim Klimabündnis Tirol und dort für Kommunikation und Klimakultur zuständig.

Der Anfang beim Abfall

Die naheliegendste Anpassung ist für viele der Umstieg von Einweg- auf Mehrwegbecher. Zu Recht, weiß Stephanie Rauscher von Green Events Tirol. „Durch die Verwendung von Mehrweggeschirr kann eine Veranstaltung enorme Ressourcen einsparen und unnötigen Abfall vermeiden.“

Green Events Tirol hat nachgewogen: Bei Veranstaltungen, die auf Mehrweg umgestellt und die restlichen Abfälle konsequent getrennt hatten, konnten 70 bis 90 Prozent des Restmülls eingespart werden. Das schlägt sich auch in den geringeren Entsorgungskosten nieder und bringt so einen finanziellen Vorteil.

Neben der Müllvermeidung gibt es noch viele andere Bereiche, denen sich ein Green Event widmen kann. Essen und Trinken – klar! Ungefähr ein Viertel unseres ökologischen Fußabdrucks geht auf das Konto der Ernährung. Ein Großteil davon wiederum auf tierische Lebensmittel, insbesondere Fleisch. Ein vegetarisches oder veganes Verpflegungsangebot ist also nicht nur inklusiver, weil es eben jene Menschen anspricht, die sich fleischfrei ernähren, sondern auch klimafreundlich. Weithergeholtes

Durch die Verwendung von Mehrweggeschirr kann eine Veranstaltung enorme Ressourcen einsparen und unnötigen Abfall vermeiden.

macht sich ebenfalls nicht besonders gut – für den grünen Fußabdruck und auch für das Image. Exotisches Obst und Meeresfrüchte haben mittlerweile in unseren Breitengraden einen bitteren Nachgeschmack, Regionales liegt im Trend. Eine Selbstverständlichkeit für Anita Siller aus dem Stubaital in Tirol. Sie organisiert das „Picknick am Bauernhof“, das kürzlich vom Bundesministerium als eines der besten Green Events Österreichs ausgezeichnet wurde. „Bei unserem Bauernhoffest sind regionale Produkte das A und O. Da spielen uns die vier Ks des Stubaitals in die Hände: Knödel, Kiachl, Kuchen und Krapfen.“

Die wichtigste Zutat: Kreativität

Das gilt nicht nur bei der Auswahl der Speisen. Die schönsten Green Events zeigen sich durch ihre Liebe zum Detail und in der Lust, etwas Neues auszuprobieren. Gelingen ist das den Initiator*innen des „Krapoldi im Park“. Das Zirkusfestival bespielte im Sommer 2021 zum zweiten Mal den Rapoldipark in Innsbruck. Aus Natur- und Altstoffen wurde die gesamte Deko gefertigt, die den Park während des Festivals schmückte. Auch Schwemmholz aus dem nahegelegenen Sill-Fluss kam zum Einsatz. „Das Schwemmholz erzählt immer eine Geschichte. Es war uns wichtig, das Wasser und das Wipptal, durch das die Sill fließt, in das Festival hereinzuholen“, erzählt Walter Moshhammer, Mitglied des künstlerischen Beirats. Upcycling – also die Kunst aus Altem etwas Neues zu machen – bietet den Veranstalter*innen von Green Events die günstige und ressourcenschonende Möglichkeit, Bühnenelemente, Möbel, Hinweisschilder und Dekorationen selbst herzustellen und gleichzeitig dem Event eine persönliche Note zu geben.

Die Location macht's aus

Als Veranstalter*in in einer gemieteten Location ist der eigene Einflussbereich begrenzt. Strom- und Wasserversorgung, Barrierefreiheit und die öffentliche Erreichbarkeit sind oft nicht zu ändern. Deshalb fängt die Planung eines Green Events schon bei der Auswahl der Location an. Sogenannte „Green Locations“

werden unter anderem vom Österreichischen Umweltzeichen zertifiziert. Sie bieten einen idealen Rahmen für nachhaltige Events und nehmen den Organisator*innen dadurch eine Menge Arbeit ab.

Wir wollten ein Festival für alle schaffen, ein größtenteils kostenfreies Kulturangebot im Park, barrierefrei zugänglich für Menschen jeden Alters und jeder Herkunft.

Im besten Fall ist der Veranstaltungsort gut an das öffentliche Verkehrsnetz angebunden. Gerade bei Veranstaltungen mit größerem Einzugsgebiet entstehen rund zwei Drittel der CO₂-Emissionen durch die An- und Abreise der Besucherinnen und Besucher. Diese dazu zu bringen, mit den Öffis, dem Fahrrad oder zu Fuß zum Event zu kommen und nicht mit dem eigenen Auto, ist mitunter die größte Herausforderung. Mit einigen Tricks können Veranstalter*innen aber Anreize dafür schaffen. Ganz einfach: Den Start- und Endzeitpunkt der Veranstaltung an die Taktung der Bus- oder Zugverbindung anpassen. Und idealerweise gleich auf der Einladung auf die günstigen Öffi-Verbindungen hinweisen. Noch besser: Alle, die umweltfreundlich anreisen, bekommen ein Willkommensgetränk geschenkt.

Green Events sind für alle da!

Die soziale Säule der Nachhaltigkeit spielt eine genauso wichtige Rolle wie die ökologische Säule. Der barrierefreie Zugang ist ein

10



► Teil davon. Rampen statt Stufen kommen übrigens nicht nur Menschen zugute, die auf den Rollstuhl angewiesen sind, sondern auch Eltern mit Kinderwagen. Soziale Inklusion bedeutet aber noch viel mehr. Es geht darum, sich zu überlegen: Ist mein Fest wirklich für alle offen? Wie kann ich Menschen erreichen, die sich nicht direkt angesprochen fühlen oder nicht so gut Deutsch sprechen? Können auch jene teilnehmen, die kein Geld für Eintritt bezahlen können? Und ist das Programm so gestaltet, dass Frauen genauso wie Männer miteinbezogen werden? Walter Moshhammer vom Festival „Krapoldi im Park“ beschreibt seine Ziele so: „Wir wollten ein Festival für alle schaffen, ein großteils kostenfreies Kulturangebot im Park, barrierefrei zugänglich für Menschen jeden Alters und jeder Herkunft.“

Und dann: Lorbeeren ernten

Ist es mehr Aufwand, ein Green Event zu organisieren als eine herkömmliche Veranstaltung? Wahrscheinlich schon, zumindest beim ersten Mal. Lohnt sich der Aufwand? Ja, in jedem Fall. Viele kleine Maßnahmen leisten im Großen einen Beitrag zum Klimaschutz und ändern den Charakter eines Fests, eines Konzerts oder einer Vorstellung. Oft entsteht durch die Einsparung von Ressourcen – wie Abfall, Wasser und Strom – auch ein finanzieller Vorteil und es bleibt mehr Geld für die Künstlerinnen und Künstler oder die Organisator*innen. Die Gäste profitieren un-

term Strich von einer Qualitätssteigerung: Getränke aus Gläsern statt aus Plastikbechern. Wenig Abfall statt Müll am Boden. Regionales, gesundes Essen statt Convenience Food. Und ein gutes Gewissen, Teil eines Green Events zu sein.

Vom großen Musikfestival bis hin zum kleinen Bergbauernfest, von der Theateraufführung bis hin zum Blaskapellenkonzert. Mit dem Willen, etwas zu verändern und einer Portion Kreativität kann jedes Event ein Green Event werden. Erfolgreiche Beispiele gibt es mittlerweile wie Plastik im Meer – ok, das war jetzt eine drastische Metapher. ◀

Green Events in Österreich

Apropos Regionalität: Neben dem bundesweiten Umweltzeichen für Green Events und Green Meetings (meetings.umweltzeichen.at) gibt es in Österreich in jedem Bundesland ein eigenes Beratungs- und Auszeichnungsangebot für Green Events: <https://infothek.greenevents.at/>

Thomas Wolkinger

Unter dem Siegel der Nachhaltigkeit

Mit Zertifizierungen können Kulturinitiativen ihre Bemühungen um nachhaltige Produktion glaubwürdig sichtbar machen. Drei Beispiele aus Oberösterreich, Salzburg und Tirol.

Thomas Wolkinger lebt als FH-Lehrender für Journalismus, Journalist und Kulturarbeiter in Graz und hat 2021 mit Birgit Lurz und Wolfgang Schlag (Markt der Zukunft) das „Playbook Klimakultur. Strategien für einen nachhaltigen Kulturwandel“ herausgegeben.

Am letzten Satz des Mission Statements hätten sie lange gefeilt, sagt Jolanda de Wit. „Gelebte Kultur verändert nachhaltig!“, lautet der selbstbewusst mit Rufzeichen ausgestattete Satz, den man auf der Webseite des OKH findet. „Es ist ein schöner Satz“, findet de Wit, die im Offenen Kunst- und Kulturhaus Vöcklabruck als Büroleiterin und Co-Sprecherin aktiv ist. „Es geht um eine Kultur des Vorlebens. Kulturstätten haben eine Vorbildrolle, sie sollten sich dessen bewusst sein, dass sie prägend wirken.“

In der **Programmarbeit** gehört es inzwischen zum guten Ton, dass sich Kunstvereine mit den Verwerfungen des Anthropozän und den „kritischen Zonen“ des Planeten befassen, dass Kulturinitiativen Kleidertauschbörsen, Waste-Cooking-Workshops oder „I am Greta“-Filmabende veranstalten. Das ist wichtig, weil Kunst und Kultur angesichts der Klima- und Biodiversitätskrise eine entscheidende Rolle in der Transformation hin zu einer

wirklich nachhaltigen Gesellschaft spielen können. In Deutschland formulierte der Kulturrat schon 2019, dass die Umsetzung der Agenda 2030 der Vereinten Nationen mit den 17 Nachhaltigkeitszielen „eine kulturelle Aufgabe“ darstellt, dass Kunst und Kultur „prädestiniert für diese Veränderungsprozesse“ sind.

Das OKH, das vor zehn Jahren das Alte Krankenhaus von Vöcklabruck übernahm und im Vorjahr für seine Arbeit mit dem Kunstpreis für Kulturinitiativen ausgezeichnet wurde, hat sich in der Vergangenheit intensiv auch mit der eigenen Produktionskultur beschäftigt. „Bei uns geht es um sehr handfeste Dinge“, sagt Jolanda de Wit zum eigenen Nachhaltigkeitsverständnis. „Klimakultur zieht sich nicht nur durchs Programm, sondern prägt auch, wie wir Kulturarbeit umsetzen.“ So richtet der Verein schon seit 2013 eigene Veranstaltungen als „KlimaKultur-Green-Events“ aus. Richtlinien für „grüne“ Events gibt es in allen Bundesländern – von „G’scheit Feiern“ in der Steiermark bis „ghörig feschtsa“ in Vorarlberg. Das Netzwerk Green Events Austria des Klimaschutzministeriums hat dafür bundesweite Mindeststandards definiert. In Oberösterreich hat das Klimabündnis 15 Kriterien abgeleitet, die sanfte Mobilität, regionales Bio-Catering, den umweltgerechten Umgang mit Ressourcen und Abfall, Barriere-

12

Bei uns geht es um sehr handfeste Dinge. Klimakultur zieht sich nicht nur durchs Programm, sondern prägt auch, wie wir Kulturarbeit umsetzen.

► freiheit sowie klimapositive Kommunikation fördern sollen. Wer die Kriterien erfüllen will, darf Veranstaltungen mit dem „Green Event“-Logo bewerben.

Das OKH ist aber noch einen Schritt weitergegangen, hat das Haus 2018 einem umfassenden Klima-Check unterzogen, sich auf ein Maßnahmenpaket verpflichtet, das im gesamten Betrieb Klimaschutz umsetzen soll, und darf sich seither „Klimabündnis-Betrieb“ nennen. Was das für die konkrete Praxis bedeutet? Das OKH hat das Saallicht auf LED umgestellt und in neue Radständer investiert. Seinen Strom bezieht das Haus über die Stadt aus dem nur zehn Kilometer entfernten Schwanenstadt, wo er genossenschaftlich vom Ökostromversorger KWG erzeugt wird. Nur das Bier legt ein paar Extrakilometer zurück, kommt nicht aus dem nahen Zipf sondern von einer gemeinwohlbilanzierenden Braucommune aus Freistadt und ist natürlich ein Bio-Zwickl.

All das seien „simple Maßnahmen“, die das Publikum „subtil mitnehmen“ sollen, sagt Jolanda de Wit. Das gilt auch für den „Markt der Erde Vöcklabruck“, den das OKH-Team gemeinsam mit der im Keller des Hauses untergebrachten Foodcoop mehrmals im Jahr ausrichtet. Weil Märkte ein breites Publikum erreichen und weil es in Vöcklabruck selbst an Bioanbietern mangle. Das OKH setzt damit auch neue Standards, was heute unter kultureller „Nahversorgung“ zu verstehen sein könnte.

Umweltzeichen als Goldstandard

In Seekirchen am Wallersee, zweieinhalb Fahrradstunden südwestlich von Vöcklabruck, hat sich Leo Fellingner mit ähnlichen Herausforderungen auseinandergesetzt. Der von ihm gemein-

sam mit seiner Frau Verena gegründete Verein Kunstbox, der 2005 das alte Emailwerk im Ort übernahm, darf als eine der ersten regionalen Kulturinitiativen das Österreichische Umweltzeichen für „Green Locations“ tragen – sozusagen der Goldstandard in Sachen zertifizierter Nachhaltigkeit. Erst 55 „Tagungs- und Eventlokalitäten“ im ganzen Land, darunter große Kongresszentren oder Hotels, haben die Zertifizierung nach dem „UZ 200“ geschafft. Für Kulturinitiativen gibt es keine eigene Unterkategorie, sehr wohl aber seit 2018 für Museen. Das Kunst Haus Wien, das Grazer Kunsthaus oder das Museum Niederösterreich dürfen sich bereits mit dem von Friedensreich Hundertwasser 1990 gestalteten Logo schmücken, das vom Klimaschutzministerium vergeben wird.

Nur für das Logo allein sollte man sich auf die Zertifizierung aber nicht einlassen, meint Leo Fellingner, der den Verein gründete, nachdem er mit seiner Familie aus Salzburg hierher aufs Land gezogen war. Als eine der ersten Aktionen brachte er damals Landart ins naturgeschützte Wenger Moor, heute gibt es im „Emailwerk“ engagiertes Mehrspartenprogramm, das aktuell unter dem Generalthema „Lebenswelten“ steht. Natur und Kultur, das war für Fellingner, der auch Experte für Elektromobilität,

Mit Zertifizierung können wir das Bewusstsein der Besucher*innen und in der Region noch besser schärfen.

Fotograf und grundsätzlich neugierig ist, nie ein Widerspruch. „Man muss die Zertifizierung ernst meinen und mit Lust betreiben“, sagt er. „Sonst wird es einem langweilig, wenn man die 250 Punkte abarbeitet.“

Tatsächlich flößen die 76 Seiten mit Muss- und Soll-Kriterien in elf Kategorien – von „Management und Kommunikation“ über „Büro / Druck“ bis „Außenbereich / Freiflächen“ – auf den ersten Blick durchaus Ehrfurcht ein. Professionelle Beratung zur Umsetzung wird empfohlen, in allen Bundesländern sind dafür Förderungen zu haben. Für Fellingner war es ein „spannender Prozess“, für den man sich schon ein Jahr Zeit nehmen sollte. Die Veränderungen, die der Prozess im Emailwerk ausgelöst hat, reichen von den Gästetoiletten (Ist die Seife mit dem „Blauen Engel“ zertifiziert? Sparen Leinen- oder kompostierbare Papier-



handtücher mehr CO₂?) bis zur Heizung. Am aufwendigsten sei die Umstellung von Gas auf Fernwärme gewesen. Auch weil man dachte, das Heizen würde damit um fünfzig Prozent teurer. Angesichts der aktuellen Gaspreise sieht das Verhältnis inzwischen anders aus.

Mit der Zertifizierung ist das Thema Nachhaltigkeit im Emailwerk nicht erledigt. „Du lebst das dann jeden Tag“, sagt Fellinger, der auch in seinen Programmen versucht, nachhaltige Inhalte mit entsprechender Praxis zu verschränken. Gerade ist der Prototyp für das Projekt „Bike the Beat“ fertig geworden, das Jugendliche erreichen soll, die weniger auf Fridays für Future als auf „Schnittwoch“ abfahren. Bei diesem „Off Grid Experiment“ erzeugt das Publikum mit zehn Fahrrädern den kompletten Strom, den es für eine Party mit DJ braucht. Das Equipment können andere Veranstalter dann ausleihen – für Fellinger ein gutes Beispiel, wie Kulturinitiativen gesellschaftlichen Wandel anstoßen können. Auch die Repair Cafés im Salzburger Seenland hat seine Kunstbox einst initiiert. „Wenn wir als Kulturbetriebe Klimaschutz nicht vorrangig setzen, dann sind wir falsch gewickelt.“ Für derartiges Engagement sollte es auch Anreize im System der Kulturförderung geben.

Keine Angst vor Mehrarbeit

Siebzig Kilometer Luftlinie südwestlich des Wallerseees, in St. Johann in Tirol in den Kitzbüheler Alpen, hat Isabell Huter einen Tipp für alle, die das Umweltzeichen für Green-Locations anstreben: „Das Wichtigste: Nicht abschrecken lassen!“ Huter ar-

beitet als Projektleiterin im Verein Musik Kultur St. Johann (MuKu), den der streitbare Tiroler Hans Oberlechner vor dreißig Jahren gründete, um dem Massentourismus Zeitgenössisches in Form avancierter frei improvisierter Musik zur Seite zu stellen. Huter wird die Zertifizierung demnächst abschließen, auch sie rät zu professioneller Beratung. Am Ende sei sie überrascht gewesen, dass der Arbeitsaufwand gar nicht so extrem war.

Die dreißig Stunden Beratung habe die Wirtschaftskammer ebenso gefördert wie einen Energiecheck. Für eine neue Lüftung, die den Energieverbrauch reduzieren soll, kamen die Covid-Förderungen gerade recht. Viele Kriterien hätten sie ohnehin schon erfüllt, weil die Alte Gerberei, die die MuKu vor beinahe zwanzig Jahren auf Bankkredit gekauft hat, bereits über ein Recyclingsystem, über LED-Bühnenlicht oder barrierefreien Zugang verfügt. Schwerer habe man sich etwa mit den geforderten professionellen Schulungsunterlagen für die Mitarbeiter*innen getan, die bei MuKu oft ehrenamtlich tätig sind. Auch sanfte Mobilität sei schwierig, wenn nach 18 Uhr kein Bus mehr fährt.

Huter will in den nächsten Wochen die letzten offenen Punkte in das Online-System einpflegen, dann wird ein Prüfer die Angaben noch vor Ort verifizieren. „Mit Zertifizierung können wir das Bewusstsein der Besucher*innen und in der Region noch besser schärfen“, ist Isabell Huter überzeugt. Und wer noch mehr guten Rat zum Umweltzeichen brauche, könne sich auch einfach bei ihr melden, sagt sie: „Gerade was Umweltthemen angeht, ist das Zusammen wichtig. Wenn jeder sein eigenes Ding macht, wird sich nichts ändern.“ ◀

Katharina Wolfrum und Jonald Khodabakhshi im Gespräch

Treibgut

BEST PRACTICE:
Ein Materialumschlagplatz
für Münchens freie Szene

IG Kultur—

Was ist Treibgut? Mehr ein Umwelt- oder Kulturprojekt?

Katharina Wolfrum/Jonald Khodabakhshi— Wir sind einerseits ein Umwelt- und Recyclingprojekt, bei dem vom Gedanken ausgegangen wird, Material nicht zu entsorgen, sondern in einen Kreislauf zurück zu führen. Zum anderen sind wir aber auch ein Kulturförderprojekt, in dem Sinn, dass wir der freien Szene Alternativen für teuer gekauftes Material anbieten können. Unser Gedanke ist, die Budgets dabei stückweise zu entlasten, so dass am Ende für die Künstler*innen und Kulturschaffenden mehr Geld für Honorare übrigbleibt.

Wo findet sich das Treibgut?

Katharina Wolfrum/Jonald Khodabakhshi— Wir sind im Münchner Kreativquartier beheimatet, einem Ort, an dem Wohnen, Arbeiten, Kultur und Leben zusammenkommen. Dieses Quartier gibt's schon seit dreißig Jahren. Wir als „Treibgut“ sind da im Jahre 2014 reingegangen. Damals wurden von der Stadt einige Gebäude zur Zwischennutzung geöffnet. Wir sind im Rahmen einer großen Ausstellung aktiv geworden, bei der wir den Künstler*innen Materialien zukommen lassen konnten. Bei der Gründung gab's dann auch einen Impuls von den Kammerspielen, die unser Projekt unterstützen wollten.

In der Zwischenzeit sind wir mit mehreren größeren Häusern wie den Pinakotheken, der Villa Stuck oder dem Lehnbachhaus in Kontakt. Bei den technischen Leiter*innen sind wir im-

Katharina Wolfrum ist studierte Theaterwissenschaftlerin und Kulturmanagerin, sie war von 2015 bis 2021 auf dem Kreativquartier München tätig. Seit 2021 ist sie Mitarbeiterin im Kulturreferat der Stadt München.

Jonald Khodabakhshi ist Gründungsmitglied und Mitarbeiter in der Materialinitiative „Treibgut“.

mer auf offene Ohren gestoßen, denen blutet ja das Herz, wenn sie ihr Material wegschmeißen müssen.

Wie groß ist Treibgut?

Katharina Wolfrum/Jonald Khodabakhshi— Wir haben jetzt 150 Quadratmeter Lagerfläche, könnten allerdings locker die dreifache Menge an Raum bis oben hin zum Anschlag füllen. Grob geschätzt haben wir, was München betrifft, überhaupt nur drei bis fünf Prozent der möglichen Materialquellen angefragt. Von den festen Kooperationspartnern*innen nehmen wir fünfzig bis siebzig Prozent der angebotenen Materialien an. Dabei spielt immer eine Rolle, wieviel Zeit und Raum haben wir.

Von den Mitarbeiter*innen sind wir mittlerweile zu fünf in einem festen Team. Dazu kommt noch ein Kreis von Helfer*innen rundherum, die uns vereinzelt bei Transporten, Ein- und Ausladen helfen.

Wer kann eure Angebote nutzen?

Katharina Wolfrum/Jonald Khodabakhshi— Treibgut ist als Materialumschlagplatz für Münchens Kreativszene gedacht. Unser Fokus geht natürlich in Richtung Kultur. Dadurch, dass der



Umweltgedanke so wichtig ist und auch unser Platz so begrenzt, kann aber jeder oder jede kommen, wenn man privat etwas aus nachhaltigem recycelbaren Material bauen will.

Wie werden die Sachen ausgewählt, die ihr übernehmt?

Katharina Wolfrum/Jonald Khodabakhshi— Viele Organisationen kommen da auf uns zu. Mit manchen technischen Leiter*innen sind wir in so engem Kontakt, dass die anrufen und sagen, in drei Wochen wird die Ausstellung abgebaut, das und das bleibt übrig, seid ihr interessiert? Wir schauen uns die Sachen dann an und überlegen, wie kann man es wiederverwerten.

Was zahlen die Leute dafür?

Katharina Wolfrum/Jonald Khodabakhshi— Wir wollten ein flexibles Preissystem machen. Das unterste Niveau ist für soziale und kulturelle Hilfsprojekte. Wenn wer bei seinem Kunstprojekt alles privat finanziert, dann setzen wir den Unkostenbeitrag auch relativ weit unten an. Wenn das Budget groß ist, dann nehmen wir auch einen entsprechenden Anteil. Aber es ist glücklicherweise so, dass die, die kommen, kein großes ökonomisches Interesse haben. Denen geht's um die Nachhaltigkeit.

Ihr vermittelt nicht nur, sondern berätet auch?

Katharina Wolfrum/Jonald Khodabakhshi— Beratungen und Gespräche, in die unser Wissen einfließt, werden immer wichtiger, z.B. mit den Geber-Einrichtungen zu den Fragen, wie kann man so produzieren, dass man das Material selber noch mal verwerten kann. Oder dass man darauf achtet, dass es wiederverwertbar ist. Alle Verbundstoffe oder was z.B. verklebt wurde, nehmen wir gar nicht mehr an.

Die Beratung von Nutzer*innen macht uns auch wahn-sinnig Spaß, da wir ja selber an künstlerischen Prozessen interessiert sind und dabei ein bisschen in die kreative Richtung denken können. Einige haben ihre Arbeit überhaupt derart um-gestaltet, dass sie erstmals bei uns vorbeischaun, bevor sie einen Entwurf machen oder zu planen anfangen

Werdet ihr als Verein gefördert?

Katharina Wolfrum/Jonald Khodabakhshi— Wir werden mit dem Raum gefördert, haben keine Miet- und Nebenkosten. Der Unkostenbeitrag geht für unsere laufenden Ausgaben drauf. Wir brauchen z.B. einen Transporter und Werkzeuge. Derzeit betreiben wir das als ehrenamtliches Freizeitprojekt.

Wir sind gerade in der Gründungsphase für eine gemein-nützige Unternehmensgesellschaft. Dann ist das Ziel schon, dass wir zusätzliche Förderungen bekommen, die die Personal-kosten einigermaßen abdecken.

Hat sich in den letzten Jahren die Sichtweise auf Organisationen wie Treibgut verändert?

Katharina Wolfrum/Jonald Khodabakhshi— Wir kriegen in der Zwischenzeit immer mehr Anfragen von neuen Personen aus Theatern, die sich als Nachhaltigkeitsbeauftragte vorstellen und die mit uns kooperieren wollen. Mittlerweile sind wir auch überregional vernetzt, es gibt ein Netzwerk an Materialinitiativen im deutschsprachigen Raum. München hat ja jetzt auch eine Zero-Waste-Strategie. Von vielem, was da gesprochen wird, können wir sagen, das machen wir ja seit Jahren.

Wir haben aber schon gemerkt, dass wir bei einigen so un-kompliziert wie möglich arbeiten müssen. Sobald es umständli-cher wird, geht man lieber den konventionellen Weg und entsorgt, weil man das mit wenig Personalaufwand machen kann. Aber je mehr der Druck nach einer besseren Öko- oder Co₂-Bilanz steigt, desto mehr stehen die Türen für uns offen. ◀

16



Wichtig ist, dass die Sachen sauber sind, nicht kaputt und nicht verwaschen. Aus Erfahrung wissen wir, was überbleibt, und das nehmen wir gleich gar nicht an.

Martina Hofmair im Gespräch

Kleidertauschparty im röda Steyr

BEST PRACTICE: Nicht einkaufen und doch shoppen

IG Kultur—

Was sind Kleidertauschpartys?

Martina Hofmair— Das Motto unserer Kleidertauschpartys ist: „Ohne Kohle zur neuen Garderobe“. Sie finden zweimal im Jahr statt. Selbst hat man meist zu viel Gewand, manchmal sogar ungetragen, und was macht man damit? Als ich im Internet gesehen habe, dass es einen „Clothes-Swap“ in Wien gibt, wollt ich das auch im röda in Steyr ausprobieren. Nach zehn Jahren kann man sagen: Das Projekt ist super erfolgreich. Es ist ein tolles Gefühl, wenn man seine „Schrankleichen“ hergibt und mit neuer Bekleidung heimgehen kann. Das bestätigen mir auch immer wieder die Teilnehmer*innen.

Wie läuft so eine Kleidertauschparty ab?

Martina Hofmair— Am Donnerstag und Freitag vor dem eigentlichen Termin geben die Leute Bekleidung ab. Jeder kann bis zu zehn Stück Bekleidung und Accessoires, passend zur Saison mitbringen. Pro Stück bekommt man einen Punkt, für den man bei der Party wieder etwas Neues mitnehmen kann. Bei jeder Party gibt's noch ein „Special“, z.B. Sport- oder Ballkleider. Dafür gibt's dann Extrapunkte.

Am Samstag bauen wir alles im großen Saal im röda auf. Wir haben Kleiderständer, wir haben Tische, es wird geordnet nach Kleidern, Sport, Röcken, Jacken, Schuhen. Auch Spiegel sind aufgestellt und eine Garderobe zum Anprobieren gibt es auch. Um 19.30 Uhr werden die Türen geöffnet und die Teilneh-

Martina Hofmair macht seit zehn Jahren Kleidertauschpartys im Kulturverein röda in Steyr und betreibt auch ein Upcycling Design Label. Sie arbeitet im Marketing im Kultur- und Sozialbereich und hat immer wieder neue Ideen, die Welt zu verbessern.

mer*innen betreten die „Boutique“. Es wird anprobiert, es wird getauscht. Nach rund zwei Stunden ist alles vorbei, die Leute gehen mit großer Freude und ihren neu ausgesuchten Teilen zum Checkout.

Die Sachen müssen neuwertig sein?

Martina Hofmair— Es muss nicht neuwertig sein. Es gibt ja auch alte Dinge, die schön und tragbar sind. Und manchmal sind alte Textilien sogar qualitativ besser. Wichtig ist, dass die Sachen sauber sind, nicht kaputt und nicht verwaschen. Aus Erfahrung wissen wir, was überbleibt, und das nehmen wir gleich gar nicht an. Bei der Abgabe sind wir sehr streng, damit nichts Kaputtes angenommen wird und die Leute mit der Qualität zufrieden sind.

Was sind die gefragtesten Dinge?

Martina Hofmair— Coole Teile, Dinge die außergewöhnlich sind oder gerade im Trend liegen. Aber das ist nach Geschmack immer unterschiedlich.

18



Was für Leute kommen zu den Partys?

Martina Hofmair— Es kommen Leute aus Steyr, aber auch von weiter weg, bis zu hundert Kilometer. Circa achtzig Prozent sind Frauen, aber wir haben auch ein Männereck. Meistens tauschen Frauen für ihre Männer mit. Am meisten sprechen wir die 25 bis 35-Jährigen an, aber es sind immer jüngere und ältere Teilnehmer*innen dabei. Viele freuen sich, wenn ältere Frauen Sachen aus den achtziger oder neunziger Jahren bringen, das sind meist total witzige Outfits. Wir haben sehr viele Stammgäste, die immer wieder kommen.

So eine Kleidertauschparty ist auch ein soziales Erlebnis?

Martina Hofmair— Schön ist es, wenn man etwas hergegeben hat, wenn man sieht, wie das jemand anprobiert und es perfekt passt. Wenn man in der Umkleide ins Gespräch kommt und sich darüber austauscht, ob das Teil passt und mit was man es kombinieren kann.

Hat sich in den neun Jahren das Image geändert? Weg von den Altwaren, hin zur Nachhaltigkeit?

Martina Hofmair— Ich merke diese Änderung an der Nachfrage. Es können maximal hundert Personen teilnehmen, die Nachfrage ist um einiges größer. Es wird auch immer mehr Bekleidung abgegeben, die aus Fair Trade stammt. Und man merkt auch, dass es immer mehr solche Initiativen gibt – heute gibt's fast monatlich irgendwo in Oberösterreich eine Tauschparty.

Und wie findet die Party statt?

Martina Hofmair— Die Leute treffen sich vorher im röda-Beisl auf ein paar Drinks, bis eröffnet wird und danach gibt es oft eine Party. Während des Kleiderschauens nicht, denn es soll Spaß machen, gemütlich sein und nicht stressig.

Wie wird das alles finanziert?

Martina Hofmair— Die ganze Sache ist kostenlos. Wir sind eine Runde von fünf bis zehn Frauen, die sich immer schon auf die nächste Party freuen und gemeinsam zusammenhelfen. Das röda unterstützt uns, indem es den Raum zur Verfügung stellt und alles vorbereitet. Spenden nehmen wir natürlich immer gerne an.

Was kriegt ihr so an Rückmeldungen?

Martina Hofmair— Die Kleidertauschparty kommt bei den Leuten richtig gut an. Der Umweltgedanke, dass man nicht einkauft, dass man ohne Geld im Tauschkreislauf „shoppen“ gehen kann, ist für viele wichtig. Das ganze Projekt macht uns einfach richtig viel Freude, ich und meine Freundinnen kriegen sehr viel Positives zurück. ◀

@kleidertauschparty.ooe auf Instagram und Facebook.
Kulturverein röda: <https://roeda.at>

Fritz Feichtinger im Gespräch

Offene Technologielabore (OTELOs) und Repair Cafés

BEST PRACTICE

Fritz Feichtinger studierte Mechatronik (Bachelor und Master) an der JKU in Linz und ist als Hard- und Softwareentwickler bei Micro Resonant, einem kleinen Spin-Off der JKU, tätig. Er arbeitet seit 2012 im OTELO-Gmunden mit und ist derzeit Obmann des Vereins.

IG Kultur—

Welche Idee steht hinter den OTELO-Standorten?

Fritz Feichtinger— Die Grundidee ist, einen Raum für alle möglichen freien, kreativen und sinnstiftenden Aktivitäten zur Verfügung zu stellen. Wo man gemeinsam denken, experimentieren und Ideen entwickeln kann. OTELO steht für Offenes Technologie Labor, wobei Technologie nicht im rein technisch-naturwissenschaftlichen Sinn gedacht wird, sondern auch kulturelle Initiativen und soziale Tätigkeiten einschließt. Die Standorte werden von selbstorganisierten Communities betrieben. Ein OTELO kann man sich wie einen Garten vorstellen. Der Gärtner bereitet den Boden vor, pflanzt Setzlinge und sorgt für Bewässerung. Wachsen muss es dann aber alleine. Nicht alles, was gesetzt wurde, geht auch so auf. Nicht alles, was wie Unkraut aussieht, wird gleich ausgerissen. Auch nicht Essbares darf wachsen. Einen Garten muss man aber auch stets pflegen, genau wie ein OTELO.

Wie kann man ein OTELO-Standort werden?

Fritz Feichtinger— Es braucht mal ein gewisses Standort-Team, man spricht da von den „Magic Five“, also mindestens fünf Personen, die mithelfen. Dann braucht man einen Raum, der idealerweise von der Gemeinde zur Verfügung gestellt wird. OTELO ist ja auch mehr aus der Idee einer Förderung der Gemeinde- und Regionalentwicklung entstanden. Man braucht also die Helfer*innen, man braucht Räume, man braucht Strom, eine Internetverbindung, und halt die Werkzeuge für die entsprechenden Schwerpunkte.

Was ist im Rahmen von OTELO alles möglich?

Fritz Feichtinger— Das ist je nach Standort verschieden. Manche sind da sehr technikaffin. Wir in Gmunden haben z.B. einen Elektronik-Schwerpunkt, wo man sich jeden Samstag-nachmittag trifft, an kleineren oder größeren Bastelprojekten werkt. Das kann ein 3-D-Drucker sein, das kann aber auch ein Mini-8-Bit-Computer sein, den sich jemand komplett selbst aus Elektronikbestandteilen baut.

Andere Zentren haben andere Schwerpunkte. In Bad Górsen z.B. haben sie einen recht handwerklichen Schwerpunkt, machen dort Kunsthandwerk, Tischlerei, aber auch klassisches Handwerk.

Welche Rolle spielen bei OTELO die Repair Cafés? Wie läuft so was ab?

Fritz Feichtinger— Einige OTELO-Standorte bieten regelmäßig diese Repair Cafés an. Das läuft so ab, dass Leute, die sich relativ gut mit technischen Geräten auskennen, eventuell auch eine Fachausbildung haben, anderen bei der Reparatur solcher Geräte helfen. Man schaut sich gemeinsam die Probleme an und repariert es dann vor Ort. Wobei es wichtig ist, dass wir beim Repair Café keine Gratis-Reparaturwerkstatt sind. Es ist mehr als Hilfe zur Selbsthilfe gedacht. Die Besitzer*innen der Geräte arbeiten ja selbst und werden nur von den Expert*innen unterstützt. Was wir da reparieren können, sind ohnehin kleinere Geräte oder Haushaltsgeräte.

Welche Rolle spielt dabei der Begriff der Nachhaltigkeit?

Fritz Feichtinger— Es ist auf jeden Fall ein Gesprächsthema. Immerhin wird heute jemand, der repariert, nicht mehr als rückständig angesehen. Es mindert Rohstoffverbrauch und Emissionen, und selbst große Städte bieten in der Zwischenzeit



► Reparatur-Bons an. Auch wenn man fairerweise sagen muss, die paar Geräte, die wir da reparieren, sind gesamtwirtschaftlich vernachlässigbar, eher ein Tropfen auf den heißen Stein: Es geht mehr darum, zu vermitteln, dass man da sehr wohl was machen kann, dass man ein Zeichen setzt. Wenn man einmal ins Altstoffaltstoffsammelzentrum fährt und sieht, welche Flut von Geräten dort weggeworfen wird, da kommt einem das Grausen.

Wie wird diese Arbeit finanziert?

Fritz Feichtinger— Der Raum wird normalerweise von der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Die Mitarbeit in den Cafés erfolgt rein ehrenamtlich. Die OTELOs haben unter Umständen Fördermitglieder, meist Unternehmen, die jährlich einen selbst gewählten Beitrag zahlen. In den Repair Cafés können auch freiwillige Spenden gegeben werden. Und oft ist es so, dass die Helfer selber ihr Werkzeug mitnehmen und zur Verfügung stellen. So großartige finanzielle Mittel sind gar nicht notwendig.

Wer kommt zu euch?

Fritz Feichtinger— Von den Helfer*innen her sind es oft jüngere Leute, Bei uns in der Gmunden sind es Schüler*innen, Studierende, aber auch Erwachsene, die eine technische Ausbildung haben. Die, die mit den Geräten kommen, sind dann oft ältere. Das hängt vielleicht damit zusammen, dass ältere Menschen doch noch eher wertschätzen können, wenn man auf Nachhaltigkeit achtet. Das ist den letzten Generationen bisschen verloren gegangen.

Wie bist du selbst dazu gekommen?

Fritz Feichtinger— Ich habe Mechatronik studiert und habe mir dann einmal gedacht, irgendwie wäre es toll, wenn es in meiner Heimatstadt einen Elektronikverein gäbe. Mit dem OTELO in Gmunden ist genau diese Idee Realität geworden. ◀

www.otelo.or.at

Lorenz Kiesel im Gespräch

Bikerei Innsbruck

BEST PRACTICE: Hilfe zur Selbsthilfe in Sachen Bike

Lorenz Kiesel ist seit 2013 Mitglied der Bikerei und Obmann des Vereins. Er studierte Mechatronic in Innsbruck und arbeitet derzeit in einem Forschungsprojekt über die Bodengegebenheiten auf Mountain-bike-Trails mit.

IG Kultur—

Wie ist die Bikerei entstanden und was macht ihr?

Lorenz Kiesel— Der Verein wurde 2010 eigentlich als Selbsthilfwerkstatt gegründet. Wir sind ein Ort, an dem man das eigene Rad selber richten und sich mit anderen Radfahrer*innen dabei gegenseitig unterstützen kann. Wir stellen selber nur Raum und Werkzeug zur Verfügung. Einmal in der Woche gibt es die offene Radwerkstatt, wo einem dann Leute vom Verein helfen, wenn man selber nicht mehr weiter weiß.

Mit welchen Rädern kann man zu euch kommen? Auch mit E-Bikes? Und welche Leute nehmen eure Angebote in Anspruch?

Lorenz Kiesel— Man kann mit allen Rädern zu uns kommen. Bei E-Bikes können wir wahrscheinlich nicht helfen: Für Probleme mit dem Motor oder mit dem Akku fehlt uns das nötige Werkzeug. Zur Frage, wer die Bikerei nutzt: Das ist wie mit den Fahrrädern: Es geht quer durch alle Schichten. Natürlich sind viele Student*innen dabei.

Wie erfahren die Leute, dass es euch gibt?

Lorenz Kiesel— Wir sind in den Social-Media-Kanälen recht gut vertreten. Wir machen aber auch immer wieder externe Aktionen. Für die Stadt Innsbruck organisieren wir z.B. fünf Mal im Jahr eine kostenlose Radwerkstatt. Da sind dann immer zwei Mechaniker von uns vor Ort und führen Checks oder kleinere Reparaturen durch. Bei größeren Sachen, die wir dort nicht schaffen, schlagen wir den Radbesitzer*innen vor, kommt am nächsten Dienstag zu uns in die Werkstatt, dann kriegen wir das zusammen hin. Und sowas spricht sich rum.

Ihr engagiert euch auch bei sozialen Aktivitäten?

Lorenz Kiesel— Es gehört zum Verein dazu, dass wir uns sozial engagieren. Es gab da schon verschiedene Projekte in Innsbruck und Tirol, wie z.B. Fahrradreparatur-Aktionen vor der Uni und auf dem Marktplatz, im Flüchtlingsheim Innsbruck oder

Reparatur-Workshops für Frauen. Über das Klimabündnis hat es z.B. Reparaturkurse in Schulen gegeben. Wir können das aber nicht selber organisieren, machen es aber gerne, wenn externe Organisationen an uns herantreten.

Wie finanziert ihr eure Arbeit?

Lorenz Kiesel— Wir finanzieren uns über Spenden, d.h. die Leute, die unsere Werkstatt in Anspruch nehmen, bitten wir um eine Spende von vier Euro. Das war bei der Gründung des Vereins der Preis für ein Tagesticket der öffentlichen Verkehrsmittel in Innsbruck. Wenn sie länger brauchen oder man mehr Ersatzteile benötigt, kann es auch eine höhere Spende sein.

Ihr seid in der Kulturbäckerei untergebracht? Wie läuft das dort?

Lorenz Kiesel— Die Kulturbäckerei hat eine große Veranstaltungshalle, ein Raum dahinter ist abgetrennt, und den nutzen wir als Werkstatt, der steht Vereinsmitgliedern auch immer offen. Bei der offenen Radwerkstatt verwenden wir die ganze Halle und bauen dort ca. zehn fixe Montagestände auf.

Was wären deine Wünsche für den Verein?

Lorenz Kiesel— Als Verein wäre es cool, wenn wir wieder mehrere jüngere Mitglieder gewinnen könnten. Viele von den Gründer*innen haben jetzt zum Beispiel Familie, haben weniger Zeit oder aufgehört. Aber der Verein lebt davon, dass neue Leute kommen, die neue Ideen und Motivationen mitbringen.

Letzte Frage: Warum erzürnt man euren Werkstattleiter, wenn man zu viel WD-40 verwendet, wie auf der Homepage vermerkt ist? [Anmerkung der Redaktion: WD-40 ist ein Ölspray]

Lorenz Kiesel— Das ist ein bisschen ironisch gemeint. Es gibt aber Leute, die fangen bei uns erstmals an, irgendwelche festgerosteten Sachen mit WD-40 einzusprühen, gefühlt eine komplette Sprühdose davon. Das gibt dann eine Mordssauerei auf dem Boden, wenn man zu viel von dem Zeug verwendet.

Morgen habt ihr euren Flohmarkt?

Lorenz Kiesel— Ja, das ist er erste seit zwei Jahren, und ich glaube, der könnte recht voll werden. Und das Wetter ist auch richtig: nicht zu schön, weil da gehen die Innsbrucker*innen dann lieber in die Berge. ◀



Thomas Weber

Kultur, Coolness & Kalkül

Thomas Weber ist Gründer und Herausgeber von BIORAMA (Magazin für nachhaltigen Lebensstil) sowie Herausgeber der Buchreihe „Leben auf Sicht“ im Residenz Verlag. Er war u.a. über mehrere Förderperioden Kulturinitiativenbeirat des Bundes.

„Der erfolgreiche Kulturbetreiber ist leider ein Systemgastonom“, sagt ein Bekannter bei einem Bier. Die erfolgreiche Kulturbetreiberin meint er natürlich mit. Er – nennen wir ihn der Einfachheit halber BB, für Bekannter und Bier – hat selbst bis vor kurzem die Geschicke eines angesagten Ortes verantwortet, in dem ein- und auszugehen diejenigen, die das tun, üppig mit kulturellem Kapital überschüttet werden. Alles angesiedelt im Hoheitsgebiet zwischen Ö1 und FM4, mit ordentlich Nischenbewusstsein und progressivem emanzipatorischen Anspruch. Das volle Programm in Sachen Kultur, Coolness und – wie er unter der Bedingung, namentlich nicht genannt zu werden, gesteht – purem Kalkül. „Am schlimmsten“, sagt er, „ist es in der Clubkultur. Fast überall basiert die Getränkekarte auf billigem Fusel. Man hat ein cooles Image, aber hinter den Kulissen ist man ein S-Budget-Laden. Du musst eiskalt wie ein Skihüttenbetreiber rechnen, bekommst Zuschüsse von Konzernen, die aber an Mindestabsatzmengen von alkoholischen Getränken geknüpft sind. Wenn du die nicht erreichst, musst du zurückzahlen. Es ist ein einziger Preiskampf. Da braucht sich niemand wundern, dass es beim Buffet backstage keine Bioeier gibt.“

Nun mag es nicht überall genauso zugehen, wie in BBs Erfahrungswelt. Oft genug liegt das aber – meine Unterstellung! – eher am fröhlichen dilettantischen Durchwurschteln und der sich daraus ergebenden Inkonsequenz als an einer prinzipiellen Haltung. Denn wer als Kulturmensch die Karten diverser Spielstätten, Kulturinitiativen und Bühnenhäuser studiert, muss zugeben,

Warum es in Kulturstätten höchste Zeit für echtes „Green Catering“ ist.

dass diese sehr oft auf eine Praxis hindeuten, die der von BB beschriebenen zumindest ähneln. Gegenbeispiele lassen sich finden, keine Frage. Aber allein, dass diese Ausnahmen ihr auffällig anderes Gebaren als Alleinstellungsmerkmal nutzen und kommunizieren können, zeigt die Problematik. Viel zu oft wird billige systemkonforme Konzernware angeboten: das Bier des Marktführers; und ist die Zielgruppe vielleicht doch ein wenig auf Distinktion bedacht, dann gibt es statt Coca halt Kola von Fritz. Und für die Genussmenschen Kaffee aus der Kapselmaschine. Beim Essen wird's dann oft richtig übel: Paniertes aus dem Tiefkühlfach mit Ei aus dem Kanister, Toast mit Billigbeinschinken aus der Plastiktasse, veganer Currygatsch mit Zutaten unklarer Herkunft. Müll nicht nur was die Verpackung angeht.

Und fast niemand ist fein raus. Kulturorte, die solch ein Angebot vorweisen oder akzeptieren, indem sie darauf verweisen, „die Gastro verpachtet“ zu haben (Nachsatz: „leider, leider“), agieren unwürdig und argumentieren kulturlos. Auch wer sich mit einer Fremdveranstaltung einmietet und sich am „Gastropächter“ abputzt, trägt dieses System mit. So leisten wir uns den Luxus des Kulturgeschehens, lassen diesen aber durch Billigware querfinanzieren; nicht anders als Freiwillige Feuerwehren, die sich auf ihren steuerbefreiten Festen durch Vollräusche neue Schläuche und Löschfahrzeuge ermöglichen.

Die Kritik an den „Besseressern“ als denkfaule Ausrede

Dass das Aufs-Essen-Achten als abgehobenes Elitending abqualifiziert wird, kommt gar nicht so selten vor – ist aber leider eine eher bescheuerte Ausrede, frei nach dem Motto „Angriff ist die beste Verteidigung“. In dieser Argumentation steckt eine alles relativierende Ignoranz und fehlendes Problembewusstsein. Die teureren, ökologisch weniger bedenklichen, gesünderen Biolebensmittel müsse man sich halt auch erst einmal leisten kön-

nen, hört man oft. Meist reicht diese Entgegnung als Entschuldigung, diese selbst nicht zu kaufen und auch bei den eigenen Veranstaltungen nicht einzusetzen. Obwohl man selbst und die Klientel sich das eigentlich leisten könnte. Der Vorwurf des Elitären ist absurd bis bigott, wenn man sich ernsthaft ansieht, welche Klientel sich aktiv am Kulturleben beteiligt. Freilich, auch Ausnahmen und vorbildliche Beispiele, was Inklusion angeht, wird man immer finden. Und ich meine da gar nicht das Getue der Repräsentationskultur. Auch dort achtet man wenig darauf, was man wirklich isst oder trinkt, sondern sonnt sich im Glanz teurer Markenprodukte. Vielfach bleibt Kultur auch in den ach so niederschweligen Initiativen und Einrichtungen ein Ding der Bildungselite.

Dass unser globalisiertes Ernährungssystem als einer der wesentlichen CO₂-Emittenten die Klimakrise befeuert, hat sich längst herumgesprochen. Allein, es fehlen die ernsthaften Kon-

Viele Unternehmen stellen sich einen Bienenstock aufs Dach, um nachhaltig zu wirken.

sequenzen im eigenen Alltag und Wirkungsbereich. Und Ungleichheit und sozialer Unfrieden sich nicht dadurch aus der Welt schaffen lässt, dass man selbst Wertschöpfung aus dem Weiterverkauf unfair produzierten Orangensafts aus dem Tetrapak erzielt. Es stimmt natürlich, wer sich mit dem Biomarkt beschäftigt, wird erkennen, dass die Hauptzielgruppe vieler Produkte „die besserverdienende Familie“ ist. Damit lassen sich keine Mehrheiten schaffen, damit allein lässt sich nicht die Welt retten.

„**Viele Unternehmen** stellen sich einen Bienenstock aufs Dach, um nachhaltig zu wirken. Sie sollen ihre Kantine auf Bio umstellen, das wäre ernst zu nehmen und hilft den Bienen wirklich.“ Was der Bioimker Dietmar Niessner über die scheinheilige, es gut meinende Unternehmenswelt sagte, bedeutet auf die Sphäre der Kultur umgelegt sinngemäß: „Viele Kulturinitiativen thematisieren den Klimawandel oder durch diesen verursachte soziale Krisen. Doch meist begnügen sie sich damit, darüber zu reden. Sie sollten in ihrem eigenen Einflussbereich aber auch unmittelbare Konsequenzen ziehen, ein Biobuffet mit regionalen Zutaten betreiben. Erst das wäre richtig ernst zu nehmen. Fairtrade muss man konsequenterweise mitdenken.“

Gerade kleine Kulturinitiativen haben oft direkten Einfluss auf die Unternehmen, mit denen sie zusammenarbeiten, deren Produkte sie beziehen. Es wäre ein Leichtes, ein Buffet auf Bio umzustellen. Verbände wie die Bio Austria begleiten beim Zertifizieren, haben lokale Produzenten parat. Was sich vor Ort nicht aufreiben lässt, ist über Großhändler (wie BioGast) problemlos verfügbar. Um bessere Preise zu erzielen – nichts spricht gegen Kostenbewusstsein – könnten sich Initiativen zusammenschließen, gemeinsam einkaufen. Vielleicht lässt sich so sogar Solidarische Landwirtschaft ermöglichen, an lokale Kreisläufe andocken, anstatt bei anonymen, zum steten Wachstum gezwungenen Agrarfabriken einzukaufen, die für den Weltmarkt produzieren. Landauf, landab suchen gerade zigtausende bäuerliche Betriebe händelnd nach Lösungen, lokalen Abnehmern und Mitstreiterinnen, die sich auch gedanklich einbringen, die gemeinsam nachdenken und die auszuprobieren bereit sind, welche Rolle in einem globalisierten Ernährungssystem für sie künftig noch bleibt. Absurderweise leben gerade die Produzentinnen und Produzenten der hochwertigsten Lebensmittel selbst oft prekär, weil ihre Produktionsweise kein Skalieren ermöglicht und den Wert endlicher Ressourcen anerkennt ...

Auch könnten Kulturinitiativen gemeinsam lokale Brauereien dazu bringen, endlich ein Biobier zu brauen. Lässt sich der Stammwinzer nicht umstimmen, gibt es längst überall vorzügliche Bioweine. Auch sollte man sich fragen, ob das Kulturpublikum wirklich so borniert ist, als dass ihm Veranstaltungen mit weniger Fleisch nicht zuzumuten wären? Oder ob man nicht vielleicht einfach selbst gedanklich träger ist, als man gedacht hätte. Gerade belebte Kultureinrichtungen und aktive Initiativen gehören in ihrem Umfeld definitiv zu den unmittelbar meinungsbildenden Milieus. Die Sphäre der Kultur hat also – sorry für diese abgeschmackte, durchgekaute Phrase – auch Teil der Lösung zu sein. Sich einfach mit regionalen Zutaten abspesen lassen, ist intellektuell ohnehin inkonsequent.

bleibt die Frage, warum, wenn es ums „Greening“ von Orten, an denen Kultur stattfindet, geht, vor allem an die energetische Sanierung der Gebäude gedacht wird, selten aber an Verpflegung. Ich behaupte, das hat vor allem mit Bequemlichkeit zu tun. Erstens gibt es für Bauvorhaben seitens der öffentlichen Hand Geld für Infrastrukturförderung und einmalige Investitionen. Zweitens kann man sich damit selbst beruhigt zurücklehnen, weil es damit scheinbar getan ist und man gleichzeitig ja langfristig auch noch Heizkosten spart. Es ist also bequem, alles auf einmal abgehakt zu haben, andere zahlen zumindest mit. So muss sich niemand gedanklich auf den Wandel im Alltag einlassen. Wir begnügen uns bequem mit dem Schrauben an der Hardware, wo wir eigentlich ein neues Betriebssystem bräuchten. ◀

Antje Wilke im Gespräch

KlimaTeller



BEST PRACTICE: Unterstützung für ein nachhaltiges Speisenangebot

Dr.ⁱⁿ Antje Wilke ist Ernährungsberaterin, koordiniert die Aktivitäten rund um den KlimaTeller und ist Ansprechperson für den Bereich Gemeinschaftsverpflegung bei NAHhaft e.V. Sie arbeitet außerdem im Projekt „CO₂-Reduktion in der Kantine des Umweltbundesamtes Dessau-Roßlau“ sowie im Projekt „PlantEurope“ beim Aufbau eines Netzwerks für pflanzenbasierte Ernährung mit.

IG Kultur—

Was steckt hinter dem KlimaTeller?

Antje Wilke— Wir vom gemeinnützigen Verein NAHhaft e.V. beschäftigen uns mit der Frage, wie nachhaltige Ernährungskulturen und -strukturen vom Acker bis auf den Teller gestaltet und unterstützt werden können. Die Gemeinschaftsverpflegung ist für uns dabei ein besonderes Anliegen. Die Nahrungsaufnahme findet ja zunehmend außer Haus statt, und Außer-Haus-Verpflegung hat daher einen großen Einfluss auf die individuelle Ernährung und unser Ernährungssystem.

Wir haben deshalb in den letzten Jahren verschiedene Unterstützungsangebote geschaffen, die dazu ermutigen sollen, ein nachhaltiges Speisenangebot zu gestalten.

Zum einen ist die KlimaTeller App entwickelt worden, zum anderen das digitale Werkzeug „nearbuy“, eine Plattform für regionale Beschaffung.

Was ist ein KlimaTeller?

Antje Wilke— Ein KlimaTeller spart mindestens die Hälfte der Emissionen im Vergleich zu einem durchschnittlichen Ge-

richt ein. Die KlimaTeller App ist eine Webanwendung. Mit ihr werden die Klimabilanzen der Gerichte ermittelt. Nach Eingabe von Zutaten und Mengen wird der Emissionswert des Gerichts direkt angezeigt. Liegt er mindestens fünfzig Prozent unter einem durchschnittlichen Gericht, zeichnet die App diese Speise als KlimaTeller aus.

Damit gibt es erstmals eine klar definierte Auszeichnung für ein klimafreundliches Gericht, an der man sich orientieren kann, ohne dass CO₂-Werte verstanden werden müssen.

In der App lassen sich beliebig viele Rezepturen anlegen. Eigenschaften wie Herkunft, Herstellungsart, Transportweg oder Konservierung können konfiguriert werden. Diese Angaben fließen in die Gesamtbilanz des Gerichts ein. Die App zeigt auch die Kalorien für die einzelnen Zutaten sowie für das finale Gericht an.

Wer nutzt die KlimaTeller App?

Antje Wilke— Unsere Kund*innen sind sehr heterogen. Dabei sind z.B. große Betriebskantinen, kleine und große Restaurants, Kindertagesstätten oder Uni-Mensen in verschiedenen Städten in Deutschland. Insgesamt sind es jetzt über fünfzig Standorte, an denen der KlimaTeller genutzt wird.

Unsere Kunden erhalten mit der Lizenz weitere Unterstützungsleistungen von uns. Wir senden ihnen je nach Bedarf Kommunikationsmaterial für den Gästediolog, z.B. Tisch- und Thekenaufsteller mit Informationen über den KlimaTeller, Feedback-Karten sowie Türaufkleber. Sie können auch in unserem KlimaTeller-Magazin und in unseren Social-Media-Kanälen vorgestellt werden.



Darüber hinaus bieten wir auch Schulungen oder Kochwerkstätten zu spezifischen Themen oder auch individuelle Beratungen für Gastronom*innen an. Wir können sogar die Bilanzierung der Rezepturen ihrer Gerichte übernehmen, wenn sie keine Zeit dafür haben.

Kann man das Angebot auch privat nutzen?

Antje Wilke— Privatpersonen können die App mit einer kostenlosen Testlizenz für dreißig Tage ebenfalls nutzen und z.B. die Klimabilanz ihrer Lieblingsgerichte ermitteln und mit den Zutaten und Eigenschaften experimentieren.

Wie groß ist euer Verein?

Antje Wilke— Wir sind dezentral aufgestellt und haben Büros in Berlin, Dresden und Kassel. Derzeit zählen wir knapp zwanzig Mitarbeiter*innen, die sich alle mit viel Leidenschaft für den Ernährungswandel einsetzen.

Was kriegt ihr an Rückmeldungen?

Antje Wilke— Von unseren Kund*innen erhalten wir die Rückmeldung, dass der KlimaTeller von den Gästen sehr gut angenommen wird und die Nachfrage sogar gestiegen ist. Gastronom*innen sagen selbst, dass das Thema Nachhaltigkeit in der Gesellschaft und Politik angekommen ist, und sie deshalb auch

in der Ernährung verstärkt darauf achten müssen. Die KlimaTeller App ist für sie dabei ein nützliches Tool, um dies umzusetzen.

Was könnt ihr den Leuten noch raten?

Antje Wilke— Ich möchte den Menschen raten: Bleiben Sie neugierig, probieren Sie Neues aus – auch in Ihrer Ernährung. Kommen Sie ins Tun! Schauen Sie sich gerne die KlimaTeller App an. ◀

Infos:

klimateller.de
nahhaft.de
ernaehrungswandel.org, englische Version:
foodsystemchange.org
food-change-academy.org
nearbuy-food.de

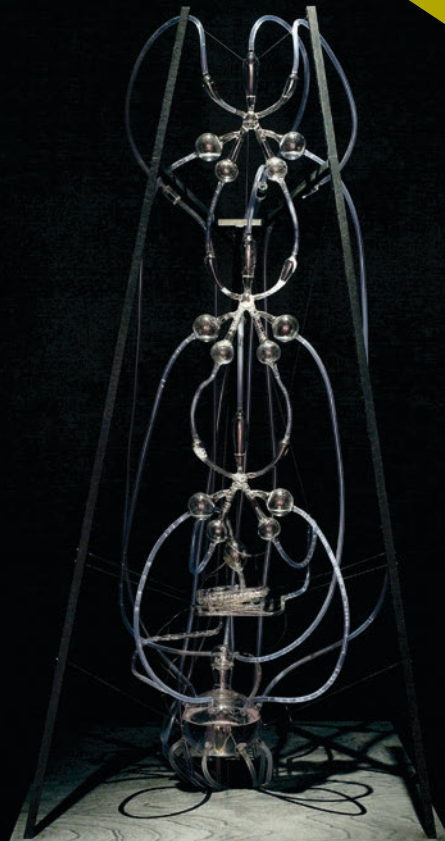
Kontakt:

hallo@klimateller.de

26



Wir brauchen nachhaltige, fair produzierte, dezentral herstellbare und wiederverwendbare Elemente.



Stefanie Wurschitz

Die Open-Source-Platine als digitale Kunst

Ein Beitrag zur Nachhaltigkeit – Fakt oder Mythos

In Ihrer Schublade, jetzt zu diesem Zeitpunkt, befindet sich ein Schatz: die Ansammlung von lahmen Handys, veralteten USB-Sticks, verstummten elektrischen Zahnbürsten, verwaisten Fernsteuerungen und anderen enttäuschend früh kaputt gegangene Geräten. Das Klumpert schlummert dort, obwohl seine Materialien extrem gefragt sind.

Die blutigsten Bürgerkriege werden derzeit um die 3TG geführt. Diese „Conflict Materials“ stehen für Tantal, Tin (Zinn), Tungsten (Wolfram) und Gold.

Um konfliktreiche Lieferketten besser kontrollieren zu können, gibt es seit ein paar Jahren Versuche, die Herstellung nachvollgebbarer zu machen. Zum Beispiel werden Materialien mit QR-Codes versehen. Auf diese Art gekennzeichnet sollen sie per Blockchain getrackt werden und zur Grundlage neuer Gütesiegel werden. Woher sie kommen, wohin sie gehen, wer sie weiterverarbeitet hat, soll transparent werden, und zwar die ganze Lieferkette entlang.

Selbst wenn Sie den Schatz in ihren Schublade heben würden, („Urban Mining“), würde das jedoch nicht für die Industrie reichen.

Es hilft also nichts, wir brauchen einen Systemwechsel. Wir brauchen nachhaltige, fair produzierte, dezentral herstellbare und wiederverwendbare Elemente, aus denen wir die notwendigen Dinge des Lebens immer wieder neu zusammenbauen können.

Stefanie Wuschitz ist seit 2009 im Kollektivvorstand von Mz Baltazar's Laboratory. Seit 2020 ist sie Leiterin des Forschungsprojekts Feminist Hacking: Building Circuits as an Artistic Practice (Akademie der bildenden Künste in Wien). 2019–21 arbeitete sie am Forschungsprojekt „Coded Feminisms in Indonesia“ an der TU Berlin mit.*

Dafür benötigen wir nur die Einstellung, uns um dieses Problem kümmern zu wollen. Und zweitens die Erfahrung, dass weniger Ausgangsmaterialien unsere Kreativität befeuern und sogar bessere Technologien für die Zukunft hervorbringen können.

Kunstschaffende verknüpfen naturgemäß diese Einstellung und Erfahrung.

Das Projekt der Universität für Bildende Kunst in Wien mit dem Titel „Feminist Hacking: Building Circuits as an Artistic Practice“ richtet sich an digitale Künstler*innen. Im Jahr 2020 begannen Patricia J. Reis, Taguhi Torosyan und ich an diesem vom FWF unterstützten, künstlerischen Forschungsprojekt zu arbeiten. Damit soll Künstler*innen für die Umsetzung ihre individuellen digitalen Kunst- und Designprojekte ethisch und ökologisch vertretbare Hardware in modularer Form zur Verfügung gestellt werden. Diese Hardware-Module sind gerade in der Prototypen-Phase. Sie bestehen aus Materialien, die uns leicht und dezentral



► zugänglich sind. Dieses Kit, das Künstler*innen je nach Bedarf neu zusammensetzen können, enthält diverse nützliche Bauelemente und sogar eine Energiequelle, die den Schaltkreis nachhaltig und organisch durch anaerobe Mikroben mit Strom versorgt.

Ethische Hardware könnte also von Künstler*innen entworfen werden und dadurch auch neue unorthodoxe Medienkunst ermöglichen. Vielleicht gar eine neue künstlerische Bewegung auslösen? Ich denke da zum Beispiel an die bahnbrechende Kunst von Hannah Perner Wilson [a kit-of-parts, Fabric Speakers], Irene Agrivine und Caroline Rika [Fabrica Architectura, 2021] Irene Posch und Ebru Kurbak [Programmierbarer Computer aus Goldfäden und Stickereien] oder Ioana Vreme Moser [Fluid Memory. Fluidic Computer. Aus Glas, Salzwasser und Elektronik, 2019].

Diese Art von digitaler Kunst ist dann auch leichter für die Zukunft archivierbar, weil sie nicht von Upgrades, veralteten Betriebssystemen oder gar nicht mehr lieferbaren Abspielgeräten abhängig ist. Sie ist autonom und hat daher den nachhaltig längeren Atem für die Zukunft. ◀

www.feministhacking.org
www.mzbaltazarslaboratory.org
www.femaleartistindex.org

Stefan Nicola (2019): Using Blockchain to Help Fight Conflict Minerals. Startups and big companies are relying on the technology to better track shipments of metals, from mines to factories worldwide. In: Bloomberg Business Week, accessible at: <https://www.bloomberg.com/news/articles/2019-04-24/using-blockchain-to-help-fight-conflict-minerals>

Thomas Biesheuvel (2018): De Beers Tracks First Gems From Mine to Shop Using Blockchain. In: Bloomberg Business Week, accessible at: <https://www.bloomberg.com/news/articles/2018-05-10/de-beers-tracks-first-gems-from-mine-to-shop-using-blockchain>

Amy Frearson (2016): Agboghloshie Makerspace Platform Creates mobile workshops for world's largest e-waste dump. In: Dezeen Magazine, accessible at: <https://www.dezeen.com/2016/05/16/agboghloshie-e-waste-dump-makerspace-platform-spacecraft-mobile-architecture-workshop-ghana-julien-lanoo-photography/>

Christoph „Burstup“ Weiss

Schluss mit dem NFT-Hype

Bei NFTs, Ethereum und Bitcoin geht es nicht ums Geldverdienen, sondern darum, Geld nachhaltig zu verändern.

Christoph „Burstup“ Weiss ist Musiker und DJ, Producer, Labelbetreiber und Journalist.

Zeitungen, Fernsehen und Radio berichten derzeit vermehrt von Millionen, die mit dem Verkauf von Pixelkunst und Musik als Non Fungible Tokens verdient werden können. Das neue Album der Kings of Leon wird nicht nur in Musikmedien, sondern auch im Börsen-TV und auf Fintech-Websites besprochen. Das Auktionshaus Christie's versteigert eine digitale Collage des US-Künstlers Beeple als NFT für 69,3 Millionen US-Dollar. Wohin der Jubel führt, ist jetzt schon klar: In einigen Monaten werden viele dieser Medien den Trend als beendet, die Blase als geplatzt, das Konzept als gescheitert erklärt haben. So funktioniert ein Hype Cycle üblicherweise. Non Fungible Tokens sind großartig. Aber sie sind nicht das, was sie zu sein scheinen.

Nochmal ganz vom Anfang an

Die ursprüngliche Idee für Kryptowährung stammt aus den neunziger Jahren. Sie wurde damals in einer anonymen Mailingliste namens „Cypherpunks“ diskutiert.

Aus der Bewegung entsprungen in den Folgejahren auch einige der wichtigsten Technologien des heutigen Internets, darunter PGP [E-Mail-Verschlüsselung], SSL [Web-Verschlüsselung], TOR [Anonymisierung] und BitTorrent [Filesharing]. Mit Bitcoin wollten die Erfinder*innen ein elektronisches Bargeld erschaffen, das in einem Netzwerk ohne zentrale Kontrolle direkt zwischen Nutzer*innen versendet werden kann. Als sich herausstellte, dass die Idee tatsächlich funktionieren würde, war der Enthusiasmus groß – und unter den begeisterten Early Adopters wurde auch gleich über die Möglichkeit nachgedacht, im Bitcoin-Netzwerk unverwechselbare Tokens zu kreieren. Die Idee für NFTs ist also fast so alt wie die für Kryptowährung.

Dezentralisierung

Viele der Sicherheitslücken der Gegenwart, der Missbrauch unserer Privatsphäre, Datendiebstähle, schlechte Governance und Zensur haben mit den monopolartigen und zentralisierten Strukturen im heutigen Internet zu tun. In einer besseren Welt der Social Media könnten wir unseren Digital Identifier mittels eines verschlüsselten Containers von einer Plattform zur nächsten

mitnehmen. In einer idealen Zukunft des Musikstreamens würden Songs nicht von Apple oder Spotify verwaltet, sondern von Künstler*innen selbst, in dezentralisierten Musiknetzwerken, deren Non Fungible Tokens gleichermaßen als Urheberrechtsnachweis wie als Lizenz für Musikfans dienen.

Die aufgeregten Berichte über tausende Euro, die man mit tokenisierten Pixeln verdienen kann, sind aber eigentlich eine Ablenkung. In Wirklichkeit ist der NFT einer von vielen Bausteinen der gerade entstehenden, auf Open-Source-Software basierenden Netzwerkinfrastruktur für Streaming Money. Für Geld als Peer-to-Peer-Datenstrom.

Was kann man damit machen?

Stellen wir uns vor, jemand baut einen dezentralen Cloud-Speicher für Musik und audiovisuelle Kunst. User*innen, die einen selbst produzierten Song ablegen, bezahlen für den genutzten Speicherplatz eine geringe Menge an Kryptogeld direkt an jene Menschen, deren Festplatten die Daten beanspruchen. Ein Non Fungible Token ist mit dem Musikstück verknüpft und verweist auf den Autor des Songs. Wer das Musikstück nicht kaufen, aber als Stream anhören will oder wer den Song kaufen will, zahlt und erhält einen Non Fungible Token als Nachweis für den Kauf.

Gibt eine solche Plattform bereits?

Nein. Doch dorthin geht die Reise. Diese sehr langsam stattfindende Erweiterung der Architektur der Kryptowährungen führt zu exponentiell steigender Leistung bei gleichzeitig besserer Energieeffizienz. Die naive Aufregung rund um erste Versuchsballons mit Kryptowährungsnetzwerken, wie wir sie derzeit rund um NFTs erleben, ist ein Symptom des Experimentierstadiums, in dem sich die junge Technologie befindet. Das Ergebnis sehen wir wahrscheinlich in ein bis zwei Jahrzehnten. ◀

Die Vollversion des Artikels vom März 2021 ist auf der Homepage von FM4 abrufbar.
<https://fm4.orf.at/stories/3012980/>





Klimaschutz ist ein Gebot der Stunde

Interview mit Kunst- und Kulturstatssekretärin Mag.^a Andrea Mayer betreffend Nachhaltigkeit & Klima

IG Kultur—

Wie können Potentiale des Kulturschaffens genutzt werden, um zu einer „ökologischen“, nachhaltigen Gestaltung der Gesellschaft beizutragen?

Andrea Mayer— Zunächst einmal: Künstlerische Positionen bieten die Möglichkeit, relevante, aktuelle gesellschaftliche Fragen zu stellen und Herausforderungen im öffentlichen Bewusstsein zu verankern sowie Problemlösungsstrategien zu entwickeln. Künstler*innen setzen sich ja schon seit langer Zeit mit dem Klimawandel und der Zerstörung unserer Natur in vielfältiger und auch aufrüttelnder Weise auseinander. Ich bin überzeugt, dass diese öffentlichkeitswirksame Rolle der Kunst eine wichtige Übersetzungsleistung für eine klimagerechte Welt erbringt. Man muss jedoch sagen, dass die Erreichung von ambitionierten Umwelt- und Klimaschutzzielen nur dann gelingt, wenn sie zu einem gesamtgesellschaftlichen Projekt werden und in allen Bereichen – auch der Kunst und Kultur – wirksame Maßnahmen gesetzt werden. Es darf nicht vergessen werden: Der Kunst- und Kultursektor ist nicht nur Impulsgeber, sondern verbraucht selbst auch Ressourcen und erzeugt CO₂. Einigen Kunstsparten haben mehr, andere weniger damit zu kämpfen. Klar treten gewisse Umweltbelastungen auf, insbesondere durch Transport, Energieverbrauch und Abfall. Wir im Kunst- und Kulturministerium stellen jedenfalls eine intensive Auseinanderset-

zung unserer Fördernehmer*innen mit diesem Thema fest – nicht nur auf künstlerischer, inhaltlicher, sondern auch auf strategischer und operativer Ebene. Die vielen Bestrebungen des Kulturbereichs, hier Klimafitter zu werden, wollen wir in den kommenden Monaten noch gezielter unterstützen.

Welche Rolle kann das BMKÖS beim Ziel einer klimagerechten Kulturpolitik einnehmen?

Andrea Mayer— Klimaschutz ist ein Gebot der Stunde. Die Kulturpolitik trägt dementsprechend Mitverantwortung für eine ökologisch nachhaltige Entwicklung. Damit das gelingt, braucht es den Dialog und die enge Zusammenarbeit aller Akteur*innen in der Kultur. Ich sehe das BMKÖS hier als Mitgestalterin, indem wir passende Rahmenbedingungen und Unterstützungen zur Verfügung stellen. Und nicht zu vergessen, Österreich hat sich mit dem UN-Beschluss der Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung verpflichtet, die 17 Nachhaltigkeitsziele [Sustainable Development Goals] in relevante Strategien und Programme zu integrieren und dementsprechend auch Maßnahmen auszuarbeiten. Kunst und Kultur tragen zu allen 17 globalen Nachhaltigkeitszielen bei – also auch zum Klimaschutz. In diesem Sinne ist es für mich selbstverständlich, dass sich das Bundesministerium für Kunst und Kultur aktiv damit auseinandersetzt und hier auch einen Beitrag leistet.

Unbestritten ist, dass Kunst- und Kulturbetriebe durch ein umweltfreundliches Energie- und Ressourcenmanagement zum Klimaschutz beitragen können.

Warum macht sich das BMKOES für Belange der Nachhaltigkeit stark?

Andrea Mayer— Kultur ist ja eine wesentliche Dimension in der Debatte von Nachhaltigkeit. Insofern müssen wir Kultur immer gemeinsam mit Wirtschaft, ökologischer Verantwortung und sozialer Gerechtigkeit denken und dementsprechend handeln. Für mich ist klimagerechte Kulturpolitik demnach ein wichtiger, gesamt gesehen aber nur „ein“ Baustein für nachhaltige Entwicklung. Es geht neben Klimagerechtigkeit nämlich auch um soziale Themen, wie Fairness im Kulturbetrieb, Diversität und Inklusion sowie die Wertschätzung unserer kulturellen Vielfalt und unseres kulturellen Erbes. Und gerade in diesen schweren, kritischen Zeiten ist eine „Kultur des Friedens“ maßgeblich für nachhaltige, demokratische Entwicklung. In Bezug auf Klimagerechtigkeit sehe ich unsere Rolle im Ministerium stark in der Kommunikation, in der Herstellung von Sichtbarkeit für das Thema und in der Mitgestaltung von Maßnahmen.

Haben Sie Beispiele zu diesen Maßnahmen?

Andrea Mayer— Es gibt zahlreiche Beispiele. Die Zertifizierung vieler Bundesmuseen mit dem „Österreichischen Umweltzeichen“ ist bereits gelungen, künftig sollen auch die Bundestheater folgen. Gleiches gilt für österreichische Filmproduktionen, die mit dem „Green Producing“ Vorreiter in diesem Feld sind. Hier bin ich sehr froh über die gute Zusammenarbeit mit dem federführenden Klimaministerium. Auch mit dem „Österreichischen Kinopreis“, den wir 2021 erstmals vergeben haben, setzen wir mit der Kategorie Nachhaltigkeit ein Zeichen. Diese Maßnahmen sind auch Teil unserer aktiven Thematisierung der UN-Nachhaltigkeitsziele in allen Bereichen des Kunst- und Kultursektors. Ein schönes Beispiel ist aktuell das Projekt „17 Museen x 17 SDGs“. Hier arbeiten 17 österreichische Museen inhalt-

lich und strategisch an den Nachhaltigkeitszielen der UNO – ich bin auf die Ergebnisse sehr gespannt. Auch mit unserer Veranstaltungsreihe „Kultur Politik International“ treiben wir den breiten Diskurs mit Stakeholdern aus dem Kulturbereich voran und unterstützen die Transformation mit Impulsen für konkrete Maßnahmen. Und nicht zu vergessen: Es ist auch Thema bei unserem österreichweiten Dialogprozess im Rahmen der Kunst- und Kulturstrategie.

Mit welchen weiteren Maßnahmen kann das BMKOES den Wandel zu einer klimagerechten Nachhaltigkeitskultur unterstützen, insbesondere in Hinblick auf die zuvor angesprochene organisatorische Ebene?

Andrea Mayer— Unbestritten ist, dass Kunst- und Kulturbetriebe durch ein umweltfreundliches Energie- und Ressourcenmanagement zum Klimaschutz beitragen können. Auch hier werden wir als Ministerium schwerpunktmäßig aktiv. An der Schnittstelle zwischen Denkmalschutz und Klimaschutz setzen wir etwa mit dem Volkskundemuseum Wien und den Bundesatelliers im Prater zwei ökologische Sanierungen um, die beispielgebend für ähnliche Vorhaben in der Modernisierung von Kulturinfrastruktur sein sollen. Darüber hinaus gibt es den Fördertopf „Klimafitte Kulturbetriebe“ mit einer Gesamtdotierung von 15 Millionen Euro. Dieser wird bereits in diesem Jahr für ökologische Investitionen in Kulturbetrieben in ganz Österreich und in allen Sparten zur Verfügung stehen. Wir werden dabei die Kulturbetriebe in der Umstellung auf beispielsweise erneuerbare Energieträger, Optimierung von Heizung und Beleuchtung oder Fassadenbegrünung unterstützen. Mit dieser Initiative hoffe ich, wichtige Impulse setzen zu können und gleichzeitig auf die Bedürfnisse der Kunst- und Kulturbetriebe bestmöglich einzugehen. ◀



Museen als soziale Lern- und Diskursorte können gemeinsam mit dem Publikum aktuelle Fragestellungen rund um das Thema Nachhaltigkeit reflektieren und kritische Denkanstöße liefern.

Peter Aufreiter

Heute auch an morgen denken

Peter Aufreiter ist Generaldirektor und wissenschaftlicher Geschäftsführer des Technischen Museums Wien.

Die Idee der Nachhaltigkeit ist nicht neu und bedeutet knapp zusammengefasst: Heute auch an morgen denken. Ein Grundsatz, der für Museen per se zum Selbstverständnis gehört. Aber denken wir auch ausreichend an zukünftige Generationen jenseits vom Sammeln und Bewahren? Wie können Museen ihre Plattform nutzen, um das Thema Nachhaltigkeit gemeinsam mit dem Publikum zu reflektieren? Und wie können Museen ihrer ökologischen Verantwortung als Betrieb nachkommen?

Museen als Botschafter der Nachhaltigkeit

Als Museum, das schon seit langem Themengebiete rund um Nachhaltigkeit, Klimawandel, Umweltschutz, erneuerbare Energien oder Abfallproblematik in Ausstellungen und Vermittlungsprogrammen mit seinem Publikum reflektiert, hat sich das Technische Museum Wien seit Anfang 2020 diesem Schwerpunkt noch intensiver verschrieben und diesen Fokus auch klar im neuen Leitbild verankert. Denn Museen als soziale Lern- und Diskursorte können gemeinsam mit dem Publikum aktuelle Fragestellungen rund um das Thema Nachhaltigkeit reflektieren und kritische Denkanstöße liefern, um BesucherInnen zu ermutigen und zu ermächtigen, visionär an den großen Herausforderungen unserer Zeit mitzuarbeiten. Das schlägt sich in der Ausrichtung unserer Sonderausstellungen nieder, aber auch im kontinuierlichen Ausbau von innovativen Vermittlungsformaten zum Thema Nachhaltigkeit, die vor Ort, in der neuen Museums-

Grüne Museen können viele Hebel in Bewegung setzen

App „TMW ToGo“ und auch als Online-Programm sowie via App bei einem Stadtpaziergang oder im Online-Magazin „Nachhaltigkeits-ZINE“ angeboten werden.

Das Bekenntnis zur Nachhaltigkeit macht auch vor den Dauerausstellungen nicht halt: So sind derzeit die bedeutendsten Umgestaltungen der Dauerausstellungen seit der Wiedereröffnung des Museums im Jahr 1999 im Gange. Die Bereiche „Natur und Erkenntnis“ und „Schwerindustrie“ werden entsprechend dem Leitbild des Museums mit Fokus auf Nachhaltigkeit und Innovation – sowohl inhaltlich als auch in der Gestaltung – neu konzipiert. Gleichzeitig entsteht eine neue Ausstellung, die Ursachen und Handlungsoptionen in Bezug auf den Klimawandel reflektiert. Zusätzlich planen wir auch im Außenbereich des Technischen Museums Wien einen interaktiven Erlebnisbereich, der sich den Themen Energiewende und resiliente Stadt widmet.

Nachhaltigkeit geht weiter als Umweltschutz

Wir interpretieren Nachhaltigkeit aber nicht nur in ihrer ökologischen, sondern auch in ihrer ökonomischen und sozialen Dimension und orientieren uns dabei an den von den Vereinten Nationen (UN) erstellten 17 Sustainable Development Goals (kurz SDGs), die als Agenda 2030 auch in vielen Regierungsprogrammen verankert sind. Unser Ziel dabei ist, den Bekanntheitsgrad der SDGs weiter zu erhöhen und sie öffentlichkeitswirksam mit einem breiten Publikum zu teilen. Als Auftakt der Beschäftigung mit den SDGs haben wir bereits im Sommer 2020 die erste Museumsschau zu den Auswirkungen der Corona-Krise präsentiert. In der Rapid-Response-Ausstellung „Corona Impact“

wurden die Folgen der Pandemie auf die 17 nachhaltigen Entwicklungsziele dargestellt und in Kontext gesetzt. Nun wurden die SDGs auch in der Schausammlung verankert: Einhundert Objekte in den Dauerausstellungen wurden mit aktuellen Fragestellungen entlang der Nachhaltigkeitsziele verknüpft. Mit entsprechenden Hinweistafeln wird gezeigt, dass auch historische Objekte aufschlussreiche Perspektiven auf gegenwärtige gesellschaftsrelevante Herausforderungen und die Agenda 2030 bieten.

Zwar sind alle SDGs gleichwertig in unserer Strategie integriert, einige sind aber in unserer Arbeitsweise und unseren Werten besonders verankert und wir fühlen uns verantwortlich, auch direkt zu ihrer Zielerreichung beizutragen: Als wichtiger außerschulischer Lernort sei hier zum Beispiel „SDG 4 – Hochwertige Bildung“ genannt, wo uns ebenfalls breite und inklusive Teilhabe ein Anliegen ist. Deswegen bauen wir auch laufend unsere niederschweligen Online-Angebote aus und touren mit dem road-LAB – einem E-Bus, der zu einer digitalen Produktionswerkstatt aufgerüstet wurde – mit mobilen Vermittlungsformaten durch ganz Österreich. Als größtes österreichisches Technikmuseum wollen wir auch einen Beitrag zum Gleichgewicht der Geschlechter in Naturwissenschaften und Technik leisten. „SDG 5 – Geschlechtergleichheit“ ist dementsprechend ein weiteres Beispiel, das sich als Querschnittsthema in allen unseren Aktivitäten wiederfindet und sich in unserer Sammlungs-, Ausstellungs- und Vermittlungsstrategie spiegelt.

Operative Nachhaltigkeit braucht ein stabiles Rückgrat

Das Thema Nachhaltigkeit hat also einen zentralen Einfluss auf unsere inhaltliche Museumsarbeit, aber da ein Museum auch ein Betrieb ist, der wie jeder Betrieb einen ökologischen Fußabdruck hinterlässt, war es ein logischer Schritt für uns, dieses Bekenntnis auch im operativen Museumsbetrieb verstärkt umzusetzen. Mit Anfang 2020 wurde eine Task Force „Nachhaltigkeit“ gegründet und alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – von den Sammlungen bis zum Shop, vom Facility Management bis zur Wissensvermittlung – wurden eingeladen, Vorschläge und Ideen einzubringen, wie der Museumsbetrieb umweltfreundlicher gestaltet werden kann. Binnen weniger Wochen wuchs die Ideenliste auf beinahe unbändige Größe an. Kleinere Initiativen wie verbesserte Mülltrennung oder die Nutzung von nachhaltigen Materialien in unseren Workshops waren dort ebenso zu finden



wie ehrgeizigere Vorhaben wie bauliche Sanierungen des historischen Museumsgebäudes oder Recycling im Ausstellungsbau. Aus der Bestandsanalyse unseres ökologischen Fußabdrucks und den Vorschlägen aller MitarbeiterInnen wurde ein umfassendes Nachhaltigkeitskonzept erstellt, das seither Schritt für Schritt umgesetzt und erweitert wird. Zahlreiche umweltfreundlichere Lösungen konnten wir bereits implementieren, wofür uns im Dezember 2020 als erstem österreichischen Bundesmuseum das Österreichische Umweltzeichen und der Titel „Grünes Museum“ verliehen wurden – ein Meilenstein, auf den wir sehr stolz sind, aber auf dem wir uns nicht ausruhen.

Kein Schritt ist zu klein, keine Ambition zu groß

Ökologischer Museumsbetrieb fängt schon bei kleineren Maßnahmen an, die ebenfalls eine große Wirkung erzielen, wie sorgsamer Umgang mit Ressourcen – sei es Wasser, Energie, Verpackungen oder Büromaterial. Bei allen Wasseranschlüssen im Museumsbereich und in den Büroräumlichkeiten haben wir zum Beispiel Perlatoren eingebaut, wodurch wir im Schnitt fünfzig Prozent Wasser einsparen. Die Umrüstung von Leuchtmittel auf energieeffiziente LED-Technik oder die Umstellung unseres Museumsmagazins auf elektronische Erscheinungsweise sind weitere simple, aber effektive Maßnahmen.

Aber auch zahlreiche ambitionierte Maßnahmen wurden bereits umgesetzt: Das Museum stellte beispielsweise seinen Fuhrpark komplett auf Elektrofahrzeuge um oder fördert mittels Wiener-Linien-Jahreskarte für Mitarbeiter*innen den umweltfreundlichen Weg zum Arbeitsplatz oder spart durch regenerativen Antrieb der Aufzüge bis zu 86 Prozent des dort benötigten Energieverbrauchs ein. Zusätzlich erzeugen wir mit drei Photovoltaikanlagen sogar eigenen Strom. Unser Depot in Haringsee versorgt sich auf diese Weise sogar mit der Hälfte des dort benötigten Stroms.

Auch der Ausstellungsbetrieb lässt sich grüner denken

Ein besonders gewichtiger Fußabdruck von Museen ist die Klimatisierung. Da unsere Objekte einen Verzicht auf Raumkühlung erlauben, können wir hier viel Energie einsparen und klimatisieren nur dort, wo besonders sensible Objekte es erforderlich ma-



chen. Auch im Ausstellungsbau findet sich unser Bekenntnis zu Nachhaltigkeit wieder: So besteht beispielsweise die 2021 eröffnete Erlebnisausstellung miniXplore, die Kindern ab drei Jahren MINT-Themen [Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik] näherbringt, vorwiegend aus nachhaltigen Materialien regionaler Herkunft. Zusätzlich ist die Wiederverwertung

Museen und vor allem „Grüne Museen“ sind gerade jetzt als Plattform für kritische Reflexion und Diskurs und als Multiplikatoren von nachhaltigen Denkanstößen gefragt.

von Ausstellungsarchitektur ein großes Thema. Nicht mehr verwendetes Mobiliar wird an Partnerorganisationen und karitative Institutionen gespendet und übrige Materialien werden im haus-eigenen Maker*Space einem Upcycling unterzogen. Aber auch größeren Initiativen zur nachhaltigen Nutzung von Ausstellungen wird nachgegangen. Die aktuelle Sonderausstellung FOOD-

PRINTS, die sich mit den Themen Ernährung, Technik und Nachhaltigkeit beschäftigt, ist Teil einer europäischen Kooperation, innerhalb derer jedes Museum eine Ausstellung zu den gemeinsamen Schwerpunktthemen Nachhaltigkeit und Innovation gestaltet und die dann zu den anderen Partnermuseen wandert. Unter dem Motto #Alliance4Science wird so nicht nur der internationale Austausch gefördert und das Publikum um globalere Perspektiven bereichert, ebenso können Ausstellungen ressourcen- und umweltschonender produziert und genutzt werden.

Museen haben Hebelwirkung

Unser Bekenntnis zur Nachhaltigkeit verstehen wir als kontinuierlichen Prozess, durch den wir einen Beitrag zu einer lebenswerten Zukunft leisten. Um unserer Verantwortung als Betrieb nachzukommen, setzen wir alle machbaren Hebel in Bewegung und teilen im Sinne der Transparenz und um aufzuzeigen, dass jeder Schritt zählt, alle bereits gesetzten Maßnahmen in unserem Online-Magazin „Nachhaltigkeits-ZINE“, wo wir ebenfalls Best-Practice-Beispiele aus unserer Museumsarbeit vorstellen. Vor allem aber sind Museen in der privilegierten Lage, dass uns als Bildungsinstitutionen ein noch nachhaltigerer und effektiverer Hebel zur Verfügung steht, denn mit unseren Ausstellungen und Programmen können wir viel zur Bewusstseinsbildung und Sensibilisierung der Bevölkerung beitragen. Museen und vor allem „Grüne Museen“ sind gerade jetzt als Plattform für kritische Reflexion und Diskurs und als Multiplikatoren von nachhaltigen Denkanstößen gefragt. ◀

Bianca Ober

Gehört der Klimaschutz schon ins Museum?

Miteinander sprechen,
denken, handeln und
Neues beginnen

Museen sind mehr als Orte, an denen Objekte aufbewahrt und ausgestellt werden. Sie verstehen sich zunehmend als Orte der Zusammenkunft und als gesellschaftliche Repräsentations- und Diskursräume. Demzufolge hat auch der Klimaschutz in Museen seinen Platz, unabhängig vom Schwerpunkt ihrer Sammlungen. Das Museum der Völker (MdV) in Schwaz in Tirol war eines der Museen, die 2021 für das österreichweite Projekt 17 Museen x 17 SDGs ausgewählt wurden. Wir bekamen ein für ein ethnologisches Museum nicht ganz offensichtliches SDG zugewiesen, das „SDG 13 – Maßnahmen zum Klimaschutz“. Doch dieser Zufall bot dem MdV-Team die Chance, sich mit neuen Fragen auseinanderzusetzen und sich mit der Umsetzung interner Maßnahmen zu beschäftigen. Wichtig war uns auch, diese im Rahmen der 17 Schwerpunktwochen im Herbst 2021 unseren Besucher*innen zu kommunizieren. Und es sollte nicht nur dabei bleiben.

Das Museum

Das MdV ist ein Raum für Dialog, der seine Besucher*innen anregt, über bestimmte Fragen nachzudenken und darüber zu sprechen. Es geht immer um Themen, die Menschen in Westafrika ebenso beschäftigen wie Menschen in Indonesien oder in Tirol. Fragen wie: Wie kann ich gut mit anderen Menschen zu-

Bianca Ober ist Kultur- und Sozialanthropologin und im Museum der Völker für Provenienzforschung, Kulturvermittlung und Recherchen zuständig.

sammenleben? Wo gehöre ich dazu? Wie gehe ich mit denen um, die zu mir gehören oder eben nicht? Bei vielen Fragen geht es um Zugehörigkeit, Gemeinschaft und darum, wo und wie wir leben. In vielen Fällen sind die Antworten darauf recht ähnlich, manchmal auch ziemlich unterschiedlich.

Dem Museum werden auch viele Fragen gestellt. Eine davon beschäftigte uns nun besonders: Wie gehen wir gut mit unserem Lebensraum um und wie können wir diesen erhalten?

Miteinander sprechen

Nach der ersten Überraschung über das Thema, haben wir das getan, wozu wir unsere Besucher*innen motivieren wollen: Wir haben darüber gesprochen. Es gab einige Ideen, wie das Museum einen positiven Effekt auf die Umwelt ausüben könnte. Leider wurden auch einige Hindernisse klar: Solarpaneele auf dem Dach zu installieren wäre schwierig gewesen, da das Museum nicht Eigentümer des Gebäudes ist. Viel Anklang fand die Idee, den Mitarbeiter*innen Elektroautos zur Verfügung zu stellen. Naja, dass das nicht funktionierte ...

MUSEUM DER VÖLKER

Das 1995 gegründete Museum beherbergt Objekte aus Afrika, Asien und Indonesien, die der Fotograf und Journalist Prof. Gert Ches über 50 Jahre lang gesammelt und als Schenkung 2016 der Stadt Schwaz überlassen hat.

Die kulturwissenschaftlich und kunsthistorisch außergewöhnliche Sammlung fördert auf kulturelle Vielfalt, historische und aktuelle Gesellschaftsentwürfe und unterschiedliche Lebensweisen von Menschen zu thematisieren. Sie bietet außerdem die Möglichkeit, über den eigenen Standpunkt nachzudenken, sich mit anderen Kulturen auseinanderzusetzen.

Respekt ist die Haltung, mit der im Museum der Völker dem „Anderen“, aber auch dem „Eigenen“ begegnet wird. Wir freuen uns über einen Dialog mit allen Besucherinnen und Besuchern.



39

ig kultur | politik

Es gab einige Ideen, wie das Museum einen positiven Effekt auf die Umwelt ausüben könnte.

Miteinander denken

Wir haben auch darüber nachgedacht, was wir bereits tun. Dabei fiel uns positiv auf, dass wir z.B. im Museumscafé bereits Produkte aus der Region anbieten oder dass wir versuchen, die Ausstellungsarchitektur wie Vitrinen und Podeste wiederzuverwenden oder umzufunktionieren. Im MdV finden regelmäßig Konzerte, Theateraufführungen, Lesungen, Vorträge und Filmabende statt. Darunter auch solche, die sich inhaltlich mit den Themen Klimaschutz, globale Gerechtigkeit, Fair Trade und Nachhaltigkeit auseinandersetzen wie z.B. ein Film über Landraub oder ein anregender Vortrag über faire Schokoladenherstellung.

Miteinander handeln

Aber es gibt noch einiges anderes, das wir tun können. Die bestehenden Maßnahmen lassen sich auch ohne große Hindernisse noch verbessern. Im Museumscafé achten wir nun noch mehr auf regionale Anbieter*innen und kurze Lieferwege. Weiters kooperieren wir auch im Museumsshop mit regionalen Anbie-

ter*innen und bieten darüber hinaus Fair-Trade-Artikel an. Außerdem haben wir den Bereich Reinigungsmittel umgestellt. Um diese und noch einige andere Maßnahmen an unser Publikum zu kommunizieren, haben wir in den 17 Aktionswochen pro Woche eine motivierende Idee veröffentlicht, die eine große Wirkung haben kann, wenn viele sie umsetzen. Anregungen, die positiv auf das Klima wirken. Oft waren es einfache Ideen wie: USE&REUSE – die Wiederverwendung von Dingen.

Da viele der SDGs in Wechselwirkung zueinander stehen, hatten wir auch das Thema: KEIN HUNGER – mit einem Vortrag über soziale Projekte in Burkina Faso.

Eine der zentralen Aktionen war unser Workshop WER SPRICHT DAFÜR? in Kooperation mit Armin Staffler, Theaterpädagoge und Obmann von spectACT. Verein für politisches und soziales Theater. Hier wurden spielerisch und ungezwungen Verhaltensweisen in Bezug auf den Klimaschutz reflektiert und bearbeitet.

Miteinander Neues beginnen

Die Teilnahme bei 17 Museen x 17 SDGs hatte eine nachhaltige Wirkung auf das MdV. Zum einen streben wir an, in näherer Zukunft das Österreichische Umweltzeichen zu beantragen. Die bisher gesetzten Maßnahmen sind bereits Teil der Kriterien dafür. Zum anderen werden wir weitere themenbezogene Workshops für Erwachsene und Schüler*innen mit dem Verein spectACT anbieten, neben WER SPRICHT DAFÜR? auch WIR UND DIE ANDEREN. Somit beantwortet sich die Frage für das MdV klar: Klimaschutz gehört ins Museum! ◀







Jacob Silvester Bilabel im Gespräch

Wie kommt man vom Wissen zum Handeln?

IG Kultur—

Warum gibt es das Aktionsnetzwerk Nachhaltigkeit?

Jacob Silvester Bilabel— Ich würde das vom Namen her erklären. Wir sind nicht ein Netzwerk, wir sind ein Aktionsnetzwerk. Und als Aktionsnetzwerk gibt es uns, weil die deutsche Kultur jetzt die Brücke vom Wissen zum Handeln schlagen will. Man kann fairerweise behaupten, dass wir keinen Mangel an Problembewusstsein haben. Wir wissen alle, was uns droht, wenn wir nichts tun. Wir nicken beim Wort klimaneutral, und nachhaltig wollen wir ohnehin alle sein. Da kommt die ganz berechtigte Frage: Ja wie denn?

Und das ist die Frage, die wir uns im Aktionsnetzwerk stellen: Was tun wir und wie tun wir es, um gemäß den Klimaschutzziele 2030 oder des Pariser 1,5-Grad-Abkommens die Einwirkungen der Kultur auf die Umwelt zu verringern.

Nebenbei begleitet uns eine weitere Frage: Wenn wir über fünfzig, sechzig, siebzig Prozent Reduktion sprechen, könnten manche das Gefühl haben, dass wir uns in Zukunft entsprechend weniger Kultur erlauben können. Wir müssen da aber den gegenteiligen Weg finden, wir wollen mehr Kultur, aber mit einem minimalen klimatischen Fußabdruck. Also warum gibt es das Aktionsnetzwerk? Um in die Aktion zu kommen.

Wer klopft bei Ihnen an, um, wie Sie es sagen, in die Aktion zu kommen?

Jacob Silvester Bilabel— Das Aktionsnetzwerk ist ja maßgeblich gefördert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien. Dementsprechend sind die Partner*innen bei uns derzeit 35 große Bundesinstitutionen. Wir arbeiten z.B. mit der Documenta und dem Humboldt Forum, mit klassischen Verbandsorganisationen oder der Industrie- und Handelskammer IHK, also ganz unterschiedlichen Akteuren.

Jacob Silvester Bilabel leitet seit Sommer 2020 das Aktionsnetzwerk Nachhaltigkeit. 2009 war er Gründer der europäischen Green Music Initiative (GMI), Mitglied eines Spiegelgremiums für die Norm ISO 20121 (Nachhaltigkeit im Veranstaltungsmanagement). Seit 2018 ist er an der Entwicklung und Produktion von Wasserstoff-Brennstoffzellen für Festivals und Veranstaltungen beteiligt.

In dem breiten Spektrum der Nachhaltigkeit richten wir den Fokus auf die Betriebsökologie. Sie ist das Betriebssystem von Kunst und Kultur, sie ist das, was im Maschinenraum passiert.

Und das Spannende daran ist: hier kann ein Museum von einer Bibliothek lernen, wenn es um Kühlung geht, hier kann eine Filmproduktion von einem Musikfestival lernen, wenn es um Mobilität geht, und hier kann ein Theater etwas von einem freischaffenden Tänzer lernen, wenn es um Ressourcen geht. Es ist ein Querschnittsthema, das sich durch alle Kulturbereiche zieht.

Wo fängt man an, wenn man ins Handeln kommen will?

Jacob Silvester Bilabel— Es gibt da zwei Hebel. Es gibt den Hebel der Wirksamkeit, also die Maßnahmen, die die größte Wirkung entfalten. Und es gibt den Hebel der Maßnahmen, die die höchste Sichtbarkeit entfalten. Kühlung, Lüftung, Heizung machen den größten Anteil der energetischen Klimabilanz aus, sind aber für die Besucher*innen komplett unsichtbar.

Sie können aber auch eine Maßnahme nehmen, die total sichtbar ist: Mit einem Klimateller im Restaurant erreichen Sie z.B. an der Gesamtmenge gesehen einen relativ kleinen Anteil, aber es ist eine total sichtbare Maßnahme, und wirksam, weil die Besuchenden damit Haltung vermittelt bekommen.

Unter diesen Gesichtspunkten entsteht eine Maßnahmen-Matrix von wirksam bis sichtbar. Und aus dem riesigen Spektrum der Möglichkeiten entscheidet man sich für einige erste Maßnahmen.

Bei ihren Anleitungen stellen Sie der Innovation die „Exnovation“ gegenüber. Besteht hier nicht eine große Angst, etwas zu verlieren?

Jacob Silvester Bilabel— Wir sprechen so viel über Innovation, weil wir immer alles neu wollen. Aber das ist wie mit einem Kleiderschrank: Irgendwann ist das Ding einfach voll. Und dann muss man sich von Gegenständen trennen. Das gilt auch für Systeme. Es wird aber nur in dem Maße gelingen, in dem wir diese Prozesse auch als lustvoll, schön, attraktiv und anziehend empfinden.

Wenn alle Transformationen wollen, dann braucht es Menschen, die das professionell betreiben.

Das Besondere in der Kultur ist ja, dass sie einen permanenten Prozess von Innovation und Exnovation in sich trägt. In den Kulturzentren wird es kaum eine Intendantin geben, die sagt, die Spielzeit im letzten Jahr war so super, wir spielen den Shakespeare so lange, bis keiner mehr kommt. Außerdem neigen wir oft zu vergessen, dass Kultur ein Betriebssystem hat. Für jede Schauspieler:in, die auf die Bühne geht, sind viele Bedingungen geschaffen worden, damit Kunst und Kultur produziert

Das Besondere in der Kultur ist ja, dass sie einen permanenten Prozess von Innovation und Exnovation in sich trägt.

werden kann. Wenn wir jetzt beginnen, uns diese Grundbedingungen anzuschauen, dann können wir uns bei der echten Kulturproduktion wahnsinnig viel Freiheitsgrade erlauben.

Sie bilden Transformationsmanager*innen aus, worin besteht deren Tätigkeitsbereich?

Jacob Silvester Bilabel— Wenn alle Transformationen wollen, dann braucht es Menschen, die das professionell betreiben. Die Herausforderung ist, dass Menschen, die heute in soziokulturellen Zentren, Theatern, oder Museen arbeiten, in der Regel etwas anderes gelernt haben. Sie sind Expert*innen in ihren Fachbereichen, aber nicht in der Transformation. Also lautet unsere Frage, wie können wir sie weiterbilden, damit sie diese Prozesse in Zukunft aktiv steuern können.

Die Kompetenzen, die sie dafür brauchen, sind z.B. Kenntnisse um Fragen der Klimabilanzierung, der Zertifizierung, wir bringen Ihnen bei, wie sie Klimabilanzen erstellen. Wir sprechen über den Umgang mit Widerständen, über die Kommunikation von Nachhaltigkeit, Fragen wie Green Washing oder White Washing. Müssen wir moralisch kommunizieren oder ist gerade das vielleicht die größte Gefahr? Wir sprechen auch viel über Themen der Verhaltensökonomie, also wie binden wir unsere Besucher*innen ein? Und dann geht es auch noch um die Rolle des Einzelnen. In der gesamten Klimadiskussion treffen wir viele intrinsisch motivierte passionierte Laien, also Menschen, die ganz viel wollen, aber denen oft die Kompetenzen fehlen. Das ist dann leider auch ein Geheimrezept für Burn-out: wenn man ganz viel will, aber nicht die Kapazitäten und Ressourcen dafür hat.

44

Jeder nickt beim Thema Klimabilanz, aber wenn man es machen will, dann wird es kompliziert.

► **Es entstehen also gerade neue Berufsfelder?**

Jacob Silvester Bilabel— Ich glaube, wir werden diese Transformation nicht mit Menschen schaffen, die das in ihrer Freizeit zusätzlich machen. In ganz vielen Bereichen werden diese Prozesse gefördert. Automobilindustrie, Landwirtschaft oder Energiewirtschaft fangen ja auch nicht an, ihre Systeme von alleine umzubauen. Alle großen Schlüsselindustrien in Europa werden maßgeblich dabei unterstützt. Und genau so muss auch die Kultur unterstützt werden. Wir müssen nur vorsichtig sein, dass diese Gelder nicht aus den Kulturtöpfen kommen, dass es nicht heißt, wir nehmen aus den ohnehin schon knappen Kulturgeldern zwanzig Prozent raus und machen damit jetzt noch Nachhaltigkeit. Das muss aus anderen Töpfen, wie denen des Wirtschafts-, Bau- oder Umweltministeriums finanziert werden.

Große Einrichtungen tun sich da sicher leichter, derartige Stellen in ihrem Budget unterzubringen.

Jacob Silvester Bilabel— Wir sind am Beginn einer Entwicklung. Nehmen wir das Beispiel Filmwirtschaft, die bei diesem Thema dem restlichen Kultursektor zwei bis drei Jahre voraus ist: Hier kann man Gelder für einen „Green Consulter“, also einen Menschen, der in der Produktion auf das Thema Nachhaltigkeit achtet, im Rahmen der Filmförderung beantragen. Und damit eine zusätzliche Stelle schaffen.

Wie ist die Nachfrage nach den Ausbildungen?

Jacob Silvester Bilabel— Wir kommen nicht hinterher. Durch die Prüfgesetzgebung dürfen wir nur eine zu definierende Anzahl von Menschen prüfen. Wir haben bei der nächsten Runde 24 Plätze und hatten 75 Anmeldungen. Schauen wir das Beispiel Deutschland an: Wir haben hier circa 20.000 geförderte Kulturinstitutionen, vom großen Museum bis zur kleinen Stadtteilbibliothek. Wenn nur zehn Prozent von ihnen im nächsten Jahr irgendwas zu diesem Thema machen wollen, dann ahnt man schon, wie viele Menschen wir ausbilden müssten.

Sie haben auch das Pilotprojekt eines CO₂-Rechners. Wie funktioniert das?

Jacob Silvester Bilabel— Es geht auch da wieder darum: Wie komme ich vom Wissen zum Handeln? Jeder nickt beim Thema Klimabilanz, aber wenn man es machen will, dann wird es kompliziert.

Den CO₂-Rechner haben wir von den englischen Organisationen Arts Council und Julie's Bicycle adaptiert, übersetzt und angepasst. Er ist in der Zwischenzeit von einhundert Institutionen in Deutschland getestet worden. Sobald er öffentlich ist, wird er umsonst nutzbar sein. Er ist dann ein niedrighschwellig praktikables Angebot, mit dem man für seine Kulturinstitution eine Klimabilanz berechnen kann.

Werden da auch österreichische Organisationen darauf zugreifen können?

Jacob Silvester Bilabel— Ich gehe davon aus. Er funktioniert so, dass im Hintergrund Emissionsfaktoren hinterlegt werden, zum Beispiel eine Kilowattstunde Strom. Derzeit sind dies die deutschen Werte, von denen die österreichischen abweichen. Das Ergebnis wird vielleicht um fünf Prozent falsch sein. Aber es geht ja nicht nur darum, dass das Ergebnis richtig ist, sondern dass man sich selber vergleicht und jedes Jahr besser wird. Und vielleicht gibt es auch irgendwann eine österreichische Version davon, da sind wir sehr offen.

Wie schauen ihre Zeithorizonte zum Thema Nachhaltigkeit aus?

Jacob Silvester Bilabel— Sie wissen, wir haben da jetzt noch knappe zehn Jahre Zeit. Mein Ziel ist es, dass die Kultur in zwei Jahren lernt, wie es geht, in vier Jahren alle Prozesse eingeleitet hat, und in fünf Jahren die echten Reduktionen zeigt.

Ich sehe aber schon jetzt bei den bis dato privat initiierten Projekten tolle Ergebnisse.

Hier zeigen sich zwischen zehn und vierzig Prozent an Einsparungen, und da habe ich das Gefühl, dass hier bald ganz tolle Signale ausgesendet werden können. ◀

Gebrüder Moped

Nutellaverbot

Die Gebrüder Moped sind die Wiener
Kabarettisten Martin Strecha-Derlaks und
Franz Stanzl. <http://gebruedermoped.com>

Laut einer in forschung-und-wissen.de veröffentlichten Studie sind intelligente Menschen „unsportlich und trinken mehr Alkohol“. Verfassen einer Kolumne, die mit „Laut einer Studie...“ beginnt, wäre damit durchaus zu unterstellen, dass sie niemals je einen Tropfen Alkohol angerührt hätten und außerdem dem Leistungssport frönten (Disziplin „Extremphrasendreschen“), wenn sie nicht gar dem schreibenden Arm der puritanischen musikalischen Straight-Edge-Bewegung angehören müssten. / „Intelligente Menschen sind unsportlich und trinken mehr Alkohol“ – das erregt. Volle Aufmerksamkeit voraus! Welchen Hund holt schon eine Studie hinter dem Ofen hervor, die besagt, dass Abstinenz, regelmäßige Bewegung, genügend Schlaf und der Verzicht auf Drogen, passiven Medienkonsum, Fleisch, unnötige Autofahrten und Nutella die Intelligenz erhöht? Mörder Headline: „Bravsein macht klug“. Dass die Spannung im Paradoxen liegt, ist das ehrliche Sauerteigmischbrot der Kulturschaffenden. [Wo ist die Nutella?] / Noch besser performat das Paradoxe, wenn es in Aussicht stellt, dass das von den vielen kleinen Alltagsschwächen behaftete Verhalten von uns Durchschnittsmenschen sogar dem der Eliten entspricht. Eine emotional wohlthuende Verhäberung von „oben“ nach „unten“ – noch dazu wissenschaftlich per Studie untermauert. Da wirkt das Verikalverhältnis zwischen Reich & Schön und Arm & Schirch plötzlich sogar osmotisch. / Und auch umgekehrt tragen kleinere und größere Unvernünftigkeiten von Entschei-

dungsträger*innen und Celebrities oft mehr zu ihrer Popularität bei als das akkurate Funktionieren. / Der Nachrichten-Anchor, der uns aufgrund einer Familientragödie sein „Damen-spitzer!“ ins Wohnzimmer überträgt, der rauchende Präsident, die emotional werdende Nationalratsabgeordnete, die renommierte Wissenschaftlerin, die ihre Nutella manchmal irrümlich in den Kühlschrank stellt. Auch ein Bürgermeister einer Millionenstadt, der des Öfteren Spritzwein ordert, genießt mehr Street Credibility als eine Vorsitzende, die im blaugrauen Kameralicht schmähbefreit und aschfahl Cassandra rezitiert. Selbst wenn die Zitate passend sind, wer hängt schon an ihren Lippen, um sie zu lesen? / Überhaupt: Schmäh. Die einen haben ihn, die anderen nicht. „Schmäh“ wird sogar paradox definiert. Einerseits als „Schwindel“, andererseits auch als „verbindliche Freundlichkeit“. So lange es wohlwollend freundlich, verbindlich und vor allem auch gehaltvoll daherkommt, lassen wir uns gern ein bisschen anflunkern und anschnmettern. Und damit was sagen. / Und was sagt uns das? Sagen wir so: Nicht immer die, die das Sagen haben, haben was zu sagen. Nicht jeder Sager hat was zu sagen. Wenn aber jemand was Gescheites zu sagen hat und uns das gescheit sagt, sagt uns das was. Nachhaltig. Selbst wenn's um Nutellaverzicht geht. Darüber sollte man einmal eine Studie machen. ▼

416

Kristina Gruber

Selbstversuch soziokultureller Zentren in Deutschland

Kristina Gruber ist Wissenschaftlerin und Prozessbegleiterin für Nachhaltiges Wirtschaften.

Wenn der Klimawandel im Bereich Nachhaltigkeit höchste Priorität hat, dann gilt dies auch für die Transformation der Soziokultur. Aber wie funktioniert das in der Praxis? Das erprobten sieben soziokulturelle Zentren aus den drei Bundesländern Hessen, Nordrhein-Westfalen und Thüringen im Rahmen des Projektes „Selbstversuch: klimaneutrale Veranstaltungen in der soziokulturellen Praxis“. Jedes Zentrum fokussierte sich auf mindestens eine Veranstaltung und plante und organisierte diese unter klimafreundlichen Gesichtspunkten. Für das Kreuz [Fulda] und den Schlachthof [Kassel] waren dies Konzerte, das Mon Ami [Weimar] organisierte in Kooperation mit der Universität Hildesheim einen Fachtag und eine Werkstatt unter dem Titel „Nachhaltige Kulturarbeit“, die Lichtburg [Wetter] und das Capitol [Witzenhausen] spielten Filme mit anschließender Diskussion zu Nachhaltigkeitsthemen und die Brotfabrik [Frankfurt] wollte die regelmäßig stattfindende Salsa Disco klimafreundlicher machen.

Zwölf Millionen Menschen besuchen jährlich Veranstaltungen in soziokulturellen Zentren in Deutschland, mit steigender Tendenz. Bei der Organisation und Durchführung dieser Veranstaltungen entstehen Treibhausgasemissionen, zum Beispiel bei der An- und Abreise der Teilnehmer*innen, beim Heizen von Veranstaltungsräumen oder beim Anbau landwirtschaftlicher Produkte, mit denen die Verpflegung der Teilnehmer*innen ermöglicht wird. Das Ziel, Maßnahmen zum Klimaschutz zu treffen, ist eingebettet in die 17 Ziele für eine nachhaltige Entwicklung der Ver-

Klimafreundlichkeit stärken, Nachhaltigkeitsprozesse gestalten

einten Nationen. Der wesentliche Indikator liegt in der Vermeidung und Reduktion von CO₂-Emissionen und in der Verbesserung der CO₂-Bilanz der soziokulturellen Zentren und Initiativen. Die Zentren stellten sich einzelnen Handlungsfeldern und strebten an, den Anforderungen im Rahmen einer Veranstaltung möglichst gerecht zu werden. Die neun Handlungsfelder einer nachhaltigen Veranstaltungsorganisation sind Mobilität, Veranstaltungsort, Beschaffung, Kommunikation, Catering, Abfall und Wasser, Logistik, CO₂-Bilanz und Kompensation. Diese Handlungsfelder bildeten die Grundlage für die Selbstversuche. Im Projektzeitraum setzten die Zentren zahlreiche Maßnahmen um. Ausgewählte Ergebnisse und Erfahrungen werden nachfolgend vorgestellt.

Klimafreundliche Maßnahmen und Möglichkeiten

Mobilität: In einzelnen Zentren ist die Möglichkeit einer klimafreundlichen Anreise bereits gegeben, da sie zentral liegen und der kommunale Nahverkehr gut ist. Der Einfluss auf das Handlungsfeld Mobilität ist letztlich stark durch die gegebene Infrastruktur geprägt und zudem abhängig von der Bereitschaft des Publikums, auf klimafreundliche Fortbewegungsarten umzusteigen.

Die Ergebnisse und Erfahrungswerte des Selbstversuch-Projektes führten zum Praxisheft für klimafreundliche Veranstaltungen.

Eine Bekanntmachung der Verbindungsmöglichkeiten unter den Besucher*innen kann der klimafreundlichen An- und Abreise dienen. Dies realisiert die Brotfabrik Frankfurt beispielsweise mit Hilfe des Anbieters Green Mobility.

Um insgesamt ein besseres Bild über die Mobilität der Besucher*innen zu erhalten und Steuerungsmöglichkeiten daraus abzuleiten, hat die Brotfabrik Frankfurt auch eine Mobilitätsumfrage durchgeführt.¹

Beschaffung: Die Zentren haben zahlreiche Maßnahmen umgesetzt (z.B. Wechsel zu LED, Bankkonto bei einer nachhaltigen Bank, nachhaltiges Toilettenpapier) und weitere Maßnahmen angedacht (z.B. Kooperation mit lokalen Biobetrieben, nachhaltiges Produktangebot ausweiten, Verbrauchsmaterialien reduzieren). Einzelne Zentren sehen großen Handlungsspielraum in der Zusammenarbeit mit lokalen oder regionalen Kooperationspartner*innen. Die Beschaffung verlangt jedoch eine regelmäßige Überprüfung der begrenzten finanziellen Ressourcen. Ein knappes Zeitbudget erschwert oder verhindert zudem eine konsequente Umsetzung im eigenen Zentrum.

Kommunikation: Für alle Zentren ist die Kommunikation nach innen sowie nach außen gleichermaßen wichtig. In einzelnen Zentren wurde das Thema Nachhaltigkeit auf der Website integriert bzw. überarbeitet. In einigen Zentren wurden eigene Mailadressen für das Thema eingerichtet, ein Briefkasten für Anregungen seitens der Gäste angebracht und die Kommunikation mit den Künstler*innen bedacht, wie zum Beispiel beim Catering.

Catering: Insgesamt werden in den Zentren nun vermehrt Produkte aus kontrolliert biologischem Anbau angeboten (kbA), Einwegflaschen wurden im Rahmen des Projektes abgeschafft und durch Mehrwegflaschen ersetzt sowie Plastikstrohhalm durch

Alternativen, wie zum Beispiel Papierstrohhalm, ausgetauscht. Der Schwerpunkt des Kulturzentrums Schlachthof Kassel lag auf einem klimafreundlichen Künstler*innen-Catering. In Kooperation mit dem Gastronomen und mit Hilfe der KlimaTeller App wurde eine Klimakarte entwickelt; eine Menükarte, die die CO₂-Emissionen der angebotenen Gerichte darstellt, wurde den Künstler*innen zur Verfügung gestellt.

Für alle Zentren ist die Kommunikation nach innen sowie nach außen gleichermaßen wichtig.

Veranstaltungsort und Ressourcen: Beim Veranstaltungsort erfolgten Umstellungen auf LED-Leuchtmittel und auf Ökostrom. Insgesamt wird hier die Abhängigkeit von Partner*innen deutlich, die das Thema mittragen müssen, insbesondere Mietkund*innen, Kooperationspartner*innen, Reinigungskräfte etc. Für eine CO₂-Bilanz/Kompensation sind aus Sicht der Zentren hohe finanzielle und personelle Ressourcen notwendig. Die Erstellung einer CO₂-Bilanz ist abhängig von verfügbaren Werten, u.a. von lokalen Stadtwerken oder eigenen Erhebungen.

Auf dem Abschlussworkshop im Januar 2020 in Kassel betonten die Zentren die Bedeutung einer ganzheitlichen Betrachtung von Nachhaltigkeit (ohne ausschließlichen Fokus auf Klimaschutz) und der Kulturarbeit (sie umfasst mehr als nur Veranstaltungen). So berichtet ein Zentrum von dem Bestreben, eine Gemeinwohlbilanz erstellen zu wollen. Weitere relevante Handlungsfelder wurden ergänzt, wie Programmplanung im Sinne einer Bildung für nachhaltige Entwicklung, Konzeption und Planung von Veranstaltungen, Finanzen/Fördermöglichkeiten sowie soziale Aspekte. Die Ergebnisse und Erfahrungswerte des Selbstversuch-Projektes führten zum Praxisheft für klimafreundliche Veranstaltungen, das neben konkreten Maßnahmen zu den einzelnen Handlungsfeldern und weiterführenden Informationen vor allem Praxisbeispiele aus den Zentren enthält.²

Nachhaltigkeitsprozesse gestalten

Die Selbstversuche zeigten auch, dass die Umsetzung von Maßnahmen zum Klimaschutz als Prozess in den einzelnen Zentren betrachtet werden sollte. Voraussetzungen müssen geschaffen werden, Ressourcen geplant sein, Beteiligte abgeholt und involviert werden. Für die Transformation macht es zum Beispiel einen großen Unterschied, ob Sensibilität für Nachhaltigkeit schon im Voraus im Kernteam vorhanden ist. Auch die Beteiligung von Mitarbeitenden und ehrenamtlichen Kräften an Entscheidungen ist von zentraler Bedeutung, um im Nachhinein Widerstände zu vermeiden. Die Besetzung einer Nachhaltigkeitsstelle sowie Kooperationen mit den Nachhaltigkeits- oder Klimaschutzmanager*innen der Kommunen sind hilfreich. In interne Transformationsprozesse können Dienstleistende, Künstler*innen und Partner*innen aus der Zivilgesellschaft einbezogen werden. Es ist wichtig, die Aktivitäten auch nach außen zu kommunizieren. Dies ist auch mit positiven Rückmeldungen verbunden, die wichtig für die Wertschätzung der Nachhaltigkeitsbemühungen sind.

Die Rahmenbedingungen können die Umsetzung von Klimaschutzmaßnahmen enorm erleichtern oder erschweren. Während des Projektzeitraums lagen die Hürden vor allem bei finanziellen, zeitlichen und personellen Ressourcen. Allen Zentren verlangte der „Selbstversuch“-Prozess viel Zeit und Engagement ab. Die persönliche Motivation spielt eine entsprechend wichtige Rolle. An Grenzen stoßen die Einrichtungen, wenn es um die Mobilität und die Gebäudeinfrastruktur geht. Darauf haben die Einrichtungen in der Zusammenarbeit mit den Kommunen bzw. Vermieter*innen keinen unmittelbaren Einfluss. Entscheidungsprozesse sind komplexer und langwieriger und meist mit einem hohen finanziellen Aufwand verbunden. Eine große Hürde liegt in Gewohnheiten und in Pfadabhängigkeiten. Viele Zentren reflektieren den Veränderungsprozess, überprüfen Praktiken auf ihre Sinnhaftigkeit und gestalten so neue Schritte bewusster.

Die Begleitung durch Berater*innen wurde schließlich sehr geschätzt, teilweise als unabdingbar bewertet. So hält ein teilnehmendes Zentrum im Erfahrungsbericht fest: „Die Unterstützung und Beratung [...] hat uns veranlasst, am Ball zu bleiben. Der Austausch mit den anderen Zentren hat uns motiviert und geholfen, Durststrecken zu überwinden“. Die teilnehmenden Zentren wünschten sich eine konstante, externe, fachkompetente

Begleitung bei der Umsetzung – auch über das Projekt hinaus. Dafür wurde u.a. das Forum Nachhaltigkeit vom Landesverband Hessen gegründet. Regelmäßige Treffen, koordiniert von Kristina Gruber, geben Raum für kollegiale Beratung und Impulse von außen. Auch der Bundesverband Soziokultur unterstützt und fördert den Prozess zur Nachhaltigkeit in der Soziokultur. Zunächst als Kooperationspartner beim Forschungsprojekt „Jetzt in Zukunft“ und seit Januar 2022 mit einer Referentin für Nachhaltige Entwicklung. Diese und weitere Entwicklungen lassen hoffen, dass wir die Klima- und Nachhaltigkeitsziele erreichen und so möchte ich mit den Worten von Christian Müller-Espey [† 2022] abschließen und alle Lesenden ermutigen, selbst aktiv zu werden: „Lassen Sie uns Sinnvolles tun, Gutes bewirken und zur Besserung beitragen“. ◀

Verweis:

Der Beitrag basiert auf dem Buchkapitel „Nachhaltigkeitskultur entwickeln“ in der Forschungspublikation „Jetzt in Zukunft. Zur Nachhaltigkeit in der Soziokultur“, herausgegeben von Wolfgang Schneider, Kristina Gruber und Davide Brocchi.³

Projektinformation:

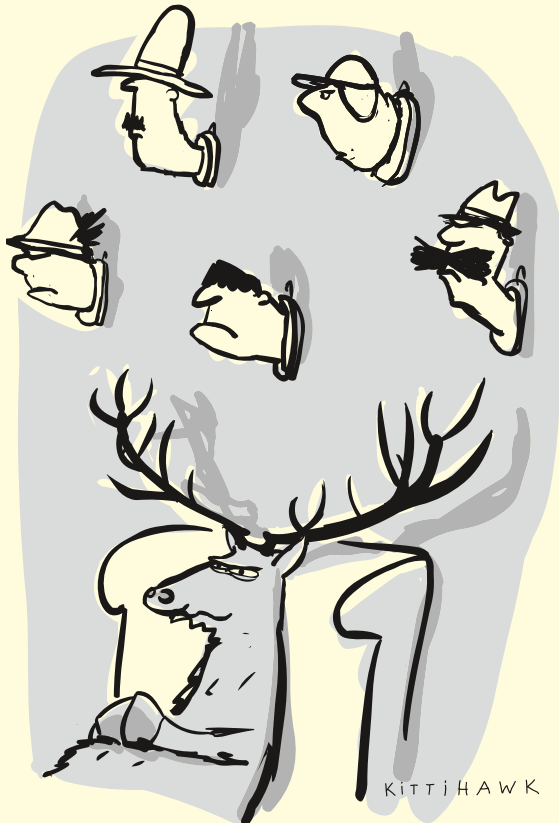
Das Projekt wurde vom Netzwerk Nachhaltigkeit in Kunst und Kultur (2N2K e.V.) von Oktober 2018 bis Mai 2020 durchgeführt. Kristina Gruber, Christian Müller-Espey († 2022) und Walter Spruck vom Netzwerk Nachhaltigkeit in Kunst und Kultur (2N2K Deutschland e. V.) tauchten gemeinsam mit den Zentren in die Nachhaltigkeitswelt ein, identifizierten Lücken und bereiteten den Weg für weitere Entwicklungsmöglichkeiten. Der Fonds Soziokultur und die drei Landesverbände LAKS Hessen, LAG Soziokultur Thüringen und LAG Soziokultur NRW förderten das Projekt. In Abstimmung mit dem Institut für Kulturpolitik der Stiftung Universität Hildesheim war das Projekt in das bundesweit ausgerichtete Forschungsprojekt „Jetzt in Zukunft“ eingebunden.

(1) Scherbach, Harald / Spruck, Walter (2021): Klimaneutrale Kulturveranstaltungen in der soziokulturellen Praxis.

Berichte eines Selbstversuchs. In: Schneider / Gruber / Brocchi (Hrsg.): Jetzt in Zukunft. Zur Nachhaltigkeit in der Soziokultur. München: oekom.

(2) 2N2K (2021): Praxisheft. Klimafreundliche Veranstaltungen in der soziokulturellen Praxis. Online abrufbar unter: https://2n2k.net/wp-content/uploads/2020/12/Praxisheft_klima_final_max.pdf

(3) Schneider, Wolfgang / Gruber, Kristina / Brocchi, Davide (2021): Jetzt in Zukunft. Zur Nachhaltigkeit in der Soziokultur. München: oekom.



KITTIHAWK

wurde 1972 in Recklinghausen geboren, wuchs auf im Ruhrgebiet und studierte Grafik-Design an der Hochschule für Künste in Bremen. Sie lebt und arbeitet seit 2000 in Berlin.

Veröffentlichte ihre Cartoons z.B. in verschiedenen Tageszeitungen, in der Zitty, in der Titanic, im Spiegel, im Stern, in der taz, im Standard/Wien, in verdiPublik, im handelsjournal und bei verschiedenen Buchprojekten, Lappan und Carlsen.

2009 und 2019 gewann sie den Deutschen Karikaturenpreis in Bronze. Mehr Cartoons gibt es auf www.kittihawk.de.

Kittihawk begann anlässlich der Männerfußball-WM 2006 mit dem Cartoonzeichnen und lebt und arbeitet seither glücklich in ihrem humoristischen Paralleluniversum.

KITTIHAWK
c/o Christiane Lokar |
Visuelle Kommunikation
Maybachufer 5
12047 Berlin
+49 30 26 37 38 82
+49 179 644 51 72
post@kittihawk.de
www.kittihawk.de

50

Die Weihnachtsdekoration im Gasthaus bestand aus gebrauchten Tannenbäumen. Die Szenenbildnerin tauschte sich in einer WhatsApp-Gruppe mit ihren Kolleginnen aus, ob sie Materialien haben, die sich wiederverwenden lassen.



Szenenfoto Mittagsstunde mit Charly Hübner

Birgit Heidsiek

Grüne Mittagsstunde

Nachhaltige Filmproduktion ist in Deutschland seit zehn Jahren ein Thema

Birgit Heidsiek ist Gründerin der Green Film Shooting-Plattform und Grüne Kino-Beraterin der Filmförderungsanstalt (FFA).

„Kein Fleisch und keine Flüge“ lautet die grüne Formel des norddeutschen Regisseurs und Produzenten Lars Jessen. Das galt auch bei der Produktion seines neuen Kinofilms „Mittagsstunde“, mit dem er den gleichnamigen Bestseller der Romanautorin Dörte Hansen auf die Leinwand bringt.

Schon in der Vorproduktionsphase hat der Filmemacher sein Team darauf eingestimmt, rücksichtsvoll mit natürlichen Ressourcen umzugehen und verfügbare Mittel effizient einzusetzen. „Auch dieses Mal wollen wir so grün drehen, wie es irgendwie möglich ist“, erklärten Lars Jessen und die grüne Beraterin Anika Kruse vor Drehstart in einer Rundmail an die Filmcrew.

Die Beschäftigung eines sogenannten Green Consultants gehört zu den ökologisch-nachhaltigen Kriterien, welche die MÖIN Filmförderung Hamburg Schleswig-Holstein an die Vergabe des „Grünen Filmpasses“ und das seit 2022 vergebene „Green Motion“-Labels stellt. Um sich als grüne Produktion zu qualifizieren, sollen möglichst in allen Phasen und Gewerken einer Filmpro-

duktion umweltschonende Maßnahmen ergriffen werden. Dies beginnt mit der Auswahl und Umsetzung des Stoffes und erfordert eine genaue Planung, um große Entfernungen zwischen den Motiven zu vermeiden, die stets aufwendige Umzüge von Cast, Crew und Equipment bedeuten.

Bei der Produktion von „Mittagsstunde“ gab es keine Reisen quer durch Deutschland oder ins Ausland, aber viele Fahrten in der Region. Der Film spielt zum Großteil in den 1960er und 1970er Jahren in einem nordfriesischen Dorf, das es in dieser Form heute nicht mehr gibt. Der Protagonist in „Mittagsstunde“, der als Erwachsener in seine Heimat „Brinkebüll“ zurückkehrt, muss feststellen, dass das Dorf seiner Kindheit, der Laden, die Bäckerei, die Störche auf der Dorfkirche und die bucklige Dorfstraße mit dem Kopfsteinpflaster der Flurbereinigung zum Opfer gefallen sind. Um ein typisches norddeutsches Dorf im Look der 1960er Jahre drehen zu können, musste das Filmteam diverse Motive miteinander kombinieren, die sich an sechs verschiedenen Orten zwischen Schleswig und Husum befanden. Als Hauptmotiv im Film diente ein alter Gasthof, in dem der Professor für Archäologie [Charly Hübner] einst aufgewachsen ist. Die Location für das Gasthaus der Familie hat Lars Jessen gemeinsam mit der Romanautorin Dörte Hansen ausgesucht. Für die Zeitreise in

► die Kindheit des Protagonisten war dort alles vorhanden: „Die Gaststube, der Festsaal mit dem verschrammten Parkett, die Zimmer und die Scheune für das Vieh.“

Bei dem 15-tägigen Dreh an diesem Motiv wurde der Strom aus dem Festnetz bezogen. „Ein Generator ist kaum zum Einsatz gekommen“, sagt Anika Kruse, die auch die CO₂-Bilanzierung der Produktion vorgenommen hat. Nachhaltigkeit war auch ein Thema bei Kostüm und Ausstattung. Die Komparsen stammten aus der Region und trugen zum Teil eigene Kleidung. Die Weihnachtsdekoration im Gasthaus bestand aus gebrauchten Tannenbäumen. „Die Szenenbildnerin tauschte sich in einer WhatsApp-Gruppe mit ihren Kolleginnen aus, ob sie Materialien haben, die sich wiederverwenden lassen“, erläutert die grüne Beraterin.

Ein großes Einsparpotential wurde bei „Mittagsstunde“ durch das Catering erzielt. Die Vorgaben wie Lebensmittel in Bioqualität oder regionaler Herkunft zu beziehen, praktizieren die „Kitchen-Rebels“ Wolfgang Müller und Max Zijlstra aus Überzeugung. Regionale Produkte, Vermeidung von Einweggeschirr und Einsatz eines Fettabscheiders zur umweltschonenden Entsorgung von fett- und ölhaltigen Schmutz- und Spülwasser gehören bei ihrem Catering-Service längst zum Standard. „Beim Dreh von ‚Mittagsstunde‘ sind wir noch einen Schritt weitergegangen“, sagt Anika Kruse. „Wir haben für jedes Gericht den damit verbundenen CO₂-Fußabdruck auf der Speisekarte aufgeführt.“ Die Maßgabe von Lars Jessen, möglichst wenig Fleisch, Fisch und Milchprodukte zu verwenden, wurde durch die CO₂-Bilanzierung der Angebote auf der Speisekarte untermauert. „Catering ist die effektivste Maßnahme für grünes Drehen“, versichert der Regisseur. „Fleisch zu essen ist das größte Problem, denn die Herstellung eines Burgers hat so einen großen Wasserfußabdruck, dass diese Menge ausreicht, um mehrere Wochen zu duschen. Wer gerne grün drehen möchte, sollte einen veganen Koch engagieren.“

Neben der bewussten Beschaffung von Lebensmitteln zählt der sorgsame Umgang damit. Um das „Food Waste“-Problem am Set zu vermeiden, gab der Caterer am Set Essensboxen an Cast- und Crewmitglieder aus, um übrig gebliebenes Essen mit ins Hotel zu nehmen. Mit kompostierbarem Bambusbesteck, das mit einem hohen transportbedingten CO₂-Rucksack geliefert wird, gab sich Green Consultant Anika Kruse nicht zufrieden. „Ich habe mit der Hotelleitung vereinbart, dass unseren Gästen in ihrem Zimmer Essbesteck zur Verfügung gestellt wird.“ In den ökozertifizierten Hotels, in denen das Filmteam untergebracht war, ließ sich diese Anforderung einfach erfüllen.

Als wesentlich schwieriger erweist sich für Produktionen der Einsatz umweltschonender Fahrzeuge. Emissionsarme Lastfahrzeuge werden von Autovermietungen bisher nicht angeboten.

Als wesentlich schwieriger erweist sich für Produktionen der Einsatz umweltschonender Fahrzeuge. „Dabei sind wir wieder an die gesellschaftliche Glasdecke gestoßen“, betont Lars Jessen. Emissionsarme Lastfahrzeuge werden von Autovermietungen bisher nicht angeboten. LKWs mit Elektroantrieb sind bislang kaum verfügbar, da sie sich aufgrund der tonnenschweren Batterien und geringen Reichweite nicht gut für den Lastverkehr eignen. Bei anderen Antriebsarten wie Compressed Natural Gas [CNG] oder grünem Wasserstoff ist das löchrige Tankstellennetz das größte Handicap. Die fehlende Infrastruktur im Verkehrssektor kann durch eine steigende Nachfrage im Film- und Medienbereich allein nicht verbessert werden. Für Kleintransporte wurden bei „Mittagsstunde“ Lasträder eingesetzt.

Aber nicht jeder Schauspieler und nicht jedes Teammitglied möchte beim Dreh alle grünen Register ziehen. Der Regisseur Lars Jessen, der stets vorbildlich öffentliche Verkehrsmitteln nutzt, hat in der Vergangenheit oft mit den Schauspieler*innen darüber diskutiert, ob ein Flug unbedingt nötig ist, nur um ein, zwei Stunden Zeit zu sparen. Für den Filmemacher, der als Kind mit seiner Mutter in eine Aussteiger-WG auf dem Land gelebt hat, gehört umweltschonendes Verhalten zur Normalität. Dies musste der Filmbranche zunächst vermittelt werden. Als die Filmförderung Hamburg Schleswig-Holstein 2012 den „Grünen Drehpass“ für umweltfreundliche Produktionen aufgelegt hat, überzeugte Lars Jessen die Geschäftsführung von Studio Hamburg vom grünen Drehen – mit nachhaltigem Effekt. Nach der ersten grün gedrehten Serie „Großstadtrevier“ sind mit der „Notruf Hafenkante“ und „Die Pfefferkörner“ weitere Serien auf eine umweltfreundliche Produktionsweise umgestellt worden.



*Team-Foto „Mittagsstunde“
von links: Kameramann Kristian Leschner,
Regisseur und Produzent Lars Jessen, die
Darsteller Peter Franke und Charly Hübner
vor der Tür der Gaststube im Gasthof*

Mit dem „Grünen Drehpass“ fungierte die Filmförderung Hamburg Schleswig-Holstein in Deutschland jahrelang als ein Vorreiter, der auch international auf Interesse gestoßen ist. Adaptiert wurde die Idee schließlich von der Filmförderung Baden-Württemberg, die mit dem Greenshooting-Arbeitskreis eine bundesweite Initiative angestoßen hat. Dieses Bündnis, dem öffentlich-rechtliche und private Sender, die Streaming-Plattform Netflix, regionale Filmförderungen sowie Produktionsunternehmen angehören, hat eine Selbstverpflichtungserklärung zur Einhaltung ökologischer Mindeststandards formuliert. Um die Energie- und Ressourcenverschwendung einzudämmen, erklären sich die Produktionen beispielsweise bereit, ihre Flugreisen sowie den Konsum von Fleisch zu verringern. Damit die Branchenvertreter mit ihrem nachhaltigen Engagement in Promotionskampagnen punkten können, wurde das „Green Motion“-Label entwickelt, das die Produktionen im Abspann präsentieren. Damit geht eine Selbstverpflichtung einher, ökologische Mindeststandards einzuhalten. Ab 2023 planen alle regionalen Filmförderungen dieses System als obligatorische Maßnahme einzuführen.

Auf nationaler Ebene ist die Vergabe von Filmförderungsmitteln bereits seit dem 1. Januar 2022 an die Einhaltung von Klima- und Umweltschutzmaßnahmen geknüpft. Im neuen Filmförderungsgesetz (FFG) ist der Einsatz eines CO₂-Rechners verbindlich vorgeschrieben. Für besonders nachhaltige audiovisuelle Produktionen vergeben die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) und die Filmförderungsanstalt (FFA) künftig ein bundesweites freiwilliges Zertifikat. Die Kriterien, die als Grundlage für die förderrechtlich verbindlichen ökologischen Mindeststandards dienen, sind zunächst von Produktionen in einem Reallabor auf ihre Praxistauglichkeit überprüft worden. Das Ziel war,

die Nachhaltigkeitskriterien in sämtlichen Phasen der Produktion von der Planung bis zur Postproduktion zu überprüfen.

Derweil hat die MOIN Filmförderung Hamburg Schleswig-Holstein ihre nachhaltige Strategie mit dem „Grünen Filmpass“ weiter ausgebaut, dessen Ansatz vom Development über die Produktion und Vertrieb bis hin zur Auswertung reicht. Um in Hamburg Fördermittel für Projekte zu erhalten, sind die Antragsteller gefordert, mit Hilfe von Beratungsgesprächen und Checklisten grüne Strategien zu entwickeln. „Unser Ziel ist es, den gesamten Workflow eines geförderten Projektes im Sinne der Ökologie und Nachhaltigkeit zu gestalten“, betont Helge Albers, Geschäftsführer der MOIN Filmförderung Hamburg Schleswig-Holstein. „Denn eins ist klar: Den grünen Filmproduktionen gehört die Zukunft.“

In Österreich ist es seit dem Jahr 2017 möglich, eine Filmproduktion nach dem Österreichischen Umweltzeichen als „Green Producing“ zertifizieren zu lassen, wenn sie Ressourcen einspart und klimafreundliche Maßnahmen setzt. Schwerpunkte liegen dabei auf den Bereichen Transport, Abfälle und Catering. Einen Überblick über weitere Richtlinien und Kriterien hat zum Beispiel das Österreichische Filminstitut zusammengestellt: <https://filminstitut.at/foerderung/green-filming>





56

Hildegard Kurt

Was schlägt die Stunde?

Dr. Hildegard Kurt ist Kulturwissenschaftlerin und Autorin sowie Mitbegründerin des „und.Institut für Kunst, Kultur und Zukunftsfähigkeit e.V.“ in Berlin.

Es ist fünf vor zwölf. So der Club of Rome, eine Denkfabrik für Zukunftsfragen, 1972 in seinem auf wissenschaftlicher Evidenz basierenden Weckruf „Die Grenzen des Wachstums“. Rasch wurde dieser Bericht damals in über dreißig Sprachen übersetzt, millionenfach verkauft. Im Horizont der „Wirtschaftswunderjahre“ seit dem Zweiten Weltkrieg, der ständigen Angst vor einer Eskalation des Kalten Krieges und der Studentenproteste von 1968 hielt die Studie dem Optimismus einer fortschrittsgläubigen Moderne mit blanken Zahlen entgegen: Exponentielles Wachstum bei biophysisch begrenzten Ressourcen muss zwangsläufig zur Katastrophe führen. Die Menschheit stehe vor der Wahl. Mit einem Weitermachen wie bisher seien die Grenzen des Wachstums binnen hundert Jahren erreicht. Dabei zeigte das Studienteam sich zuversichtlich: Es sei sehr wohl möglich, die Wachstumstrends zu ändern und eine „ökologische und ökonomische Stabilität“ anzustreben.

Kunst und Kultur mit Blick auf „Die Grenzen des Wachstums“

Ein halbes Jahrhundert liegt dieses Wachrütteln nun zurück. Und beklommen stehen wir vor der Frage: Inwieweit hat der damit verbundene Bewusstseinswandel de facto eine Umorientierung hin zu nachhaltigen Lebens- und Wirtschaftsweisen bewirkt? Wenn es damals fünf vor zwölf war, wo stehen wir heute? Wo stehen Kunst und Kultur angesichts der Grenzen des Wachstums?

Wissenschaft und Kunst – Leitinstanzen der Moderne

Die Kunst gilt neben der Wissenschaft als Leitinstanz der Moderne. Im Prozess westlicher Säkularisierung haben beide die Führungsmacht Kirche abgelöst. Und tatsächlich sind, namentlich seit den 1970er Jahren, immer wieder kraftvolle, inspirierende Werke, Bewegungen und künstlerische Interventionen entstanden, die das Lebendige verteidigen und Ausbeutung demaskieren – siehe etwa *arte povera*, die paradigmatischen „7000 Eichen“ von Joseph Beuys in Kassel sowie diverse kapitalismuskritische Kunstströmungen. Seit ein, zwei Jahrzehnten setzen Künstler*innen und Kulturschaffende sich zunehmend praxisbasiert mit dem Leitbild Nachhaltigkeit auseinander, zuletzt besonders im Horizont der Agenda 2030. Ist also die Kunst angesichts der sich anbahnenden Menschheitskatastrophe ihrer Verantwortung als Leitinstanz gerecht geworden? Wurde das symbolische Kapital von Kunst und Kultur wirksam für eine gesellschaftliche Umorientierung hin zu Nachhaltigkeit? Die Antwort kann nur lauten: nein.

Wurde das symbolische Kapital von Kunst und Kultur wirksam für eine gesellschaftliche Umorientierung hin zu Nachhaltigkeit? Die Antwort kann nur lauten: nein.

Hier wird man einwenden: Was können Kultur und Kunst schon ausrichten gegen die hocheffiziente, hochprofitable Megamaschinerie der Ausbeutung, angefacht von einem globalisierten Neoliberalismus? Wohl nicht gerade viel. Und gewiss umso weniger, je länger die Verstrickung des Kunst- und Kulturbereichs selbst in das (noch) vorherrschende, zutiefst destruktive Mindset verdrängt bleibt. Von da aus lautet die These dieses Beitrags: Die immer zahlreicheren engagierten Künstler*innen und Kulturinitiativen brauchen jetzt dringend strategisch-programmatische Unterstützung auf der Systemebene: Da, wo wir heute angelangt sind [zwei vor zwölf? eins vor zwölf?] stehen das „Betriebssystem Kunst“ [Thomas Wulffen] wie auch die Kulturpolitik nachgerade in der Pflicht, das eigene System weit über bisherige Ansätze hinaus von einer kritischen Selbstreflexion aus grundlegend neu auszurichten. In dem Maße wie das in Gang kommt, lassen sich gegenwärtige Praxisdefizite – fehlende Austauschplattformen, beschränkte materielle und personelle Möglichkeiten und ähnliches – überwinden. Vielleicht können die folgenden Betrachtungen Impulse hierfür geben.

Drei Schichten der Verstrickung

Die oberste Schicht der systemischen Verstrickung von Kunst und Kultur in ein nicht zukunftsfähiges Mindset zeigte sich im Jahrzehnt nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und dem UN-„Erdgipfel“ in Rio de Janeiro. Damals lagen – siehe „Die Grenzen des Wachstums“ – die wissenschaftlichen Fakten zur Erderhitzung wie generell zur Übernutzung biophysischer Ressourcen längst auf dem Tisch, während im „Geist von Rio“ die Umrisse einer postideologischen und postkonsumistischen Zivilisation aufschienen. De facto indes mutierte der Kapitalismus nach dem Wegfall des Systemkonkurrenten als Neoliberalismus zum Turbokapitalismus, und sämtliche Hemmschwellen fielen. Traurig, aber wahr: Auch und gerade weite Teile der Kultur und insbesondere der Kunstwelt ließen sich mit in den machtvollen, schillernden Sog der globalisierten Finanzindustrie ziehen. Kunst wurde zu einem bevorzugten Anlageobjekt, auf den Märkten gingen die Preise dafür durch die Decke.

Eine zweite Schicht der Verstrickung reicht hinab in die Neuzeit, den Beginn der westlichen Moderne. Wann machen wir uns je bewusst, wie eng verwandt, ja verschwistert der Kapitalismus und der moderne Kunstbegriff in ihren Anfängen sind? Nur etwa hundert Jahre vor dem Aufbruch der Renaissance wagten sich in Florenz und anderen Städten Mittel- und Norditaliens Kaufleute an immer komplexere Transaktionen, operierten mit Wechslen

und gründeten Banken. Alles mit dem Ziel, möglichst hohe Profite zu erwirtschaften. Es waren Vorboten einer neuen Zeit – die ersten Kapitalist*innen¹. Und heute sticht geradezu ins Auge, wie sehr zentrale Parameter des Neoliberalismus – Wettbewerb, Konkurrenz, Singularität, Innovation, Produktfixierung und Marktfähigkeit – auch und gerade den Kunstbetrieb beherrschen. Ganz offensichtlich teilt die Kunstwelt bei aller Vorliebe für Systemkritik einen beträchtlichen Teil ihrer DNA mit dem etablierten, zutiefst zukunftsunfähigen Wirtschaftssystem. Erkennbar wird dies insbesondere, wenn man indigene Perspektiven² einnimmt oder, wie das indonesische Künstler*innenkollektiv runagrupa, Kurator*in der diesjährigen documenta fifteen, sich dezidiert außerhalb des westlichen Kunstbegriffs verortet.

Die tiefste und wohl wirkmächtigste Schicht systemischer Verstrickung dürfte der Dualismus als Gründungsakt abendländischen Denkens sein. Mit René Descartes Trennung von „res cogitans“ und „res extensa“ wurde daraus das Axiom: Nur der Mensch ist kraft seiner Ratio Subjekt, und die gesamte nicht-menschliche Mitwelt ist Objekt. Ist mithin Ding, Ressource, Rohstoff, Ware. Bis heute bereitet diese Weltsicht der globalisierten Ökonomie mit ihrem Vermarkten, Verbrauchen, Vernutzen, Veramschen, Verwüsten von Lebendigkeit immer wieder neu den Boden.

Wobei ausgerechnet die Naturwissenschaften, von denen das nicht unbedingt zu erwarten war, das dualistische Weltbild inzwischen von Grund auf widerlegt haben – etwa mit den Erkenntnissen der Quantenphysik, der allgemeinen Systemtheorie, der neuen Biologie und der Erdsystemforschung. Und namentlich im Anthropozän-Diskurs ist die Trennung in Kultur („res cogitans“) hier und Natur („res extensa“) dort an ihr Ende gelangt: So wie der Mensch sich zu einem gestaltenden Teil der Natur gemacht hat, durchziehen die Regeln des Natürlichen, des Stoffes und der Materie alles Menschliche. Angesichts dessen sind, wie unlängst

Heute sticht geradezu ins Auge, wie sehr zentrale Parameter des Neoliberalismus auch und gerade den Kunstbetrieb beherrschen.

etwa der Philosoph Wolfgang Iser erklärte, alle Denkweisen, die noch immer auf dem alten Dualismus beruhen, obsolet geworden. Heute gelte es, eine neue Sicht des Mensch-Welt-Verhältnisses auszugestalten – „eine der Kontinuität und Zusammengehörigkeit“. Dies sei „das Pensum des zeitgenössischen Denkens“³. Von da aus ist es bitter zu konstatieren: Wenn die gesellschaftlichen Muster und Strukturen noch immer weithin auf dem alten Dualismus beruhen, gilt dies oft insbesondere für den Kunst- und Kulturbereich! Vielleicht weil ein Hinterfragen der Dichotomie „Kultur“ versus „Natur“ das eigene Selbstverständnis als gesonderter gesellschaftlicher Bereich ins Wanken zu bringen droht?

„Imagine“

Jede nicht hinreichend erkannte Verstrickung, jede Verdrängung hat ihren Preis – zu zahlen von allen, die davon betroffen sind. Schlussendlich aber schlägt mangelnde Selbstreflexion stets auch auf den Urheber zurück. Nicht gesehene Schatten, eigene blinde Flecken hemmen nicht nur die Tatkraft, sondern auch die Vorstellungskraft.

Dies dürfte mit einer Erklärung dafür sein, dass die Kunst- und Kunstwelt derzeit in oft kaum zu glaubendem Maße geprägt ist von Partikularinteressen, Selbstreferentialität, Besitzstandswahrung, Pfadabhängigkeiten, einem „box in the box in the box“-Denken. Fatalerweise hat die Corona-Krise diese Mentalität noch einmal verstärkt – wobei sie zugleich offenlegte, wie sehr auch und gerade der Kulturbereich am Tropf des auf Wachstum gepolten und damit nicht-nachhaltigen Wirtschaftssystems hängt. Während immer mehr Künstler*innen und Kulturinitiativen beeindruckende transformative Impulse einbringen, wirken die Kunstwelt wie auch die Kulturpolitik auf struktureller Ebene gehemmt, wie Gefangene ihrer Systemimmanenz. Und das zu einem Zeitpunkt, wo angesichts des nötigen gesellschaftlichen Bewusstseinswandels die Ressourcen Imagination und Kreativität überlebenswichtig geworden sind!

„If you can't change from within the system, change the system“, lehrt uns die Fridays for Future-Bewegung. Stellen wir uns also, ermutigt und inspiriert von „Imagine“, John Lennons Hymne an die transformative Kraft der Imagination, einmal vor:

Die Kulturpolitik bekennt sich offen dazu, in Bezug auf das sich anbahnende ökologische Desaster die letzten Jahrzehnte geschlafen zu haben, ähnlich wie der Wirtschaftssektor, allen voran die (Auto-)Industrie. Sie erkennt an, dass wir uns aktuell in einer nie da gewesenen menscheitsgeschichtlichen Ausnahmesituation befinden. Sie benennt die „anmaßende Sonderstellung des Menschen“⁴, Gründungsannahme des abendländischen dualistischen Denkens, als maßgeblichen Treiber des derzeitigen planetaren Sterbeprozesses. Sie beschließt aufgrund all dessen, nun ihrer Verantwortung nachzukommen. Wie? Da, wie die Wissenschaft darlegt, für ein Abwenden von Kippelementen des Erdsystems nur noch extrem wenig Zeit bleibt, geht die Kulturpolitik eine freiwillige Selbstverpflichtung ein: Während der kommenden zehn Jahre praktiziert sie eine klare Priorisierung. Sie investiert das gesammelte symbolische Kapital von Kunst und Kultur in die Herkulesaufgabe, mitzuwirken an der Etablierung eines Wirtschaftssystems, das die biophysischen Belastungsgrenzen des Planeten respektiert. Dafür schmiedet sie strategische Allianzen und Bündnisse mit vielfältigen Akteursgruppen aus der Wirtschaft, aber auch der Zivilgesellschaft, besonders mit von jungen Menschen geprägten Initiativen und Organisationen.

Dies alles geht am Wesen der Kunst und an den Zuständigkeiten von Kulturpolitik vorbei? In einem Interview nach der wichtigsten Aufgabe zeitgenössischer Kunst befragt, antwortete der Jahrhundertkünstler Joseph Beuys: „Die Wirtschaft neu zu gestalten.“⁵

(1) Fischer, Oliver (2014): „Florenz um 1300: die ersten Kapitalisten“, Geo Epoche, Nr. 69–10/14, <https://www.geo.de/magazine/geo-epoche/1548-rtkl-florenz-um-1300-die-ersten-kapitalisten> (letzter Zugriff: 26.2.2022)

(2) Weber, Andreas (2018): Indigenität. Berlin: Nicolai; Graeber, David / Wendgrow, David (2022): Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit. Stuttgart: Klett-Cotta
(3) Welsch, Wolfgang (2021): Im Fluss. Leben in Bewegung. Berlin: Matthes & Seitz, S. 32.

(4) Hanusch, Frederic / Leggewie, Claus / Meyer, Eric (2021): Planetar denken. Ein Einstieg. Bielefeld: transcript, S. 91.

(5) Zitiert nach einer Wandtafel in der Ausstellung „Der Erfinder der Elektrizität. Joseph Beuys und der Christusimpuls“, kuratiert von Eugen Blume im Auftrag der Stiftung St. Matthäus. Berlin, 9. 4.–12.9. 2021.

Franzisca Weder

Kultur der Nachhaltigkeit

Verwirrend und vor allem emotional und moralisch aufgeladen ist diese Nachhaltigkeit. Denken Sie einmal nach: Was fällt Ihnen als erstes ein, wenn Sie das Wort Nachhaltigkeit hören? Wahrscheinlich so etwas wie die Farbe Grün, Recycling, Solar-Panels, oder „öko“ und „bio“-Label. Das größte Problem ist offenbar, dass wir durch Produkt- bzw. Marketingkommunikation aber auch die Medien [einmal weit gedacht] eine sehr enge Perspektive auf Nachhaltigkeit präsentiert bekommen. Es gibt also zu wenig Räume und Orte, in und an denen Nachhaltigkeit als handlungsleitendes Konzept, als kulturelle Praxis diskutiert und ausgehandelt wird. Genau an dieser Stelle wurzelt die Idee der Kultur der Nachhaltigkeit, die es zu schaffen gilt, und die zentrale Rolle, die Kulturorganisationen aller Art bei der Kultivierung von Nachhaltigkeit spielen können. Im Folgenden dazu einige Gedanken.

Nachhaltigkeit als handlungsleitendes Prinzip

Nachhaltigkeit ist ebenso wie das englische Pendant „sustainability“ ein Begriff, der sich irgendwo zwischen einem Synonym für „andauernd“ oder „beibehalten“ auf der einen Seite, und einer Abkürzung für das große Konzept der nachhaltigen Entwicklung auf der anderen Seite bewegt. Inhaltlich aufgeladen wurde der Begriff zunächst aus einer vornehmlich ökonomischen Perspektive im sogenannten „Brundtland Report“; darin festgeschrieben die Notwendigkeit mit Ressourcen schonender umzugehen [WCED, 1987]. Nachhaltigkeit als Konzept für – immer noch vornehmlich wirtschaftliches – Handeln etablierte sich in Folge weiter, insbesondere als Reaktion auf die immer stärker sichtbaren Umwelt- und Sozialkrisen der späten 70er Jahre und den Einfluss des auf Wachstum ausgerichteten Marktsystems auf das Klima, die Umwelt und unsere „common future“ als Menschen [Weder et al., 2021].

Assoc. Prof. Dr. habil Franzisca Weder, derzeit an der University of Queensland, Brisbane (Australien), forscht, schreibt und lehrt in den Bereichen Organisationskommunikation und Öffentlichkeitsarbeit mit einem besonderen Schwerpunkt auf Nachhaltigkeitskommunikation und CSR.

Über die Jahre hat sich also der Begriff der Nachhaltigkeit zu einer Zukunftsvision von Wachstum entwickelt, bei – so der Anspruch – gleichzeitiger ethischer Vertretbarkeit. Allerdings handelt es sich dabei um eine Zukunftsvision „innerhalb“ des kapitalistischen, marktwirtschaftlichen Systems, unterstützt von Wirtschaft und Politik, und nicht als wirkliche Alternative „zu“ dem bestehenden System. Somit ist „Nachhaltigkeit als Konzept“ in gewisser Weise ein Opfer des eigenen Erfolges: Die Nutzung und Abnutzung des Begriffs, die kommunikative Inflation oder sogar „Kakophonie“ rund um Nachhaltigkeit, die durch soziale Medien immer weitere kommunikative Spielwiesen bekommt, ist ein oftmals loser und konzept- sowie wertfreier Masterframe [Weder, 2021]. Das beginnt bei Wortspielen rund um „sustainable fashion“ oder „sustainable house design“ und endet bei „nachhaltiger Kulturpolitik“.

Dabei bleibt der Kern der Idee der Nachhaltigkeit auf der Strecke. Das „Prinzip der Nachhaltigkeit“ ist ein radikaler Konsequentialismus, ein Nachdenken über soziale und Umweltbezogene Konsequenzen unseres Handelns – als Individuen, als Organisationen aber auch als Gesellschaft. Nachhaltigkeit ist also weniger Konzept als vielmehr ein normatives Prinzip, welches Rücksicht und einen ganzheitlichen Blick bei allen Entscheidungen fordert.



► **Das bedeutet auch**, dass die einzige Alternative zu Nachhaltigkeit ist, keinerlei Konsequenzen unseres Handelns zu berücksichtigen – und das ist eigentlich keine Option.

[Re-]Framing der Nachhaltigkeit

Wenn Nachhaltigkeit kein Objekt und kein bestimmtes Ereignis ist, bedeutet das, dass Medien eigentlich nicht „über Nachhaltigkeit“ berichten können. Nachhaltigkeit ist also vielmehr eine normative Idee oder ein handlungsleitendes Prinzip, eine normative Forderung, die Konsequenzen des eigenen Handelns zu antizipieren. Nachhaltigkeitskommunikation ist dann alle Kommunikation, die sich mit entsprechenden Themenfeldern [Soziales, Umwelt, aber auch Wirtschaft und Kultur] befasst, und dabei das Prinzip der Nachhaltigkeit thematisiert, diskutiert und aushandelt.

Diese gesellschaftlichen Prozesse der Sinnstiftung und Meinungsbildung lassen sich vor allem sozial-konstruktivistisch erfassen [Berger, 2009]. Es geht um die Frage, ob Nachhaltigkeit schon Teil unserer „Kultur“ ist – oder vielleicht immer schon war. Tatsächlich hängen Nachhaltigkeit und Kultur in unterschiedlichen Dimensionen zusammen:

Erstens, mit Blick auf individuelles Handeln, ist nicht erst seit dem Brundtland Report klar, dass nachhaltige Entwicklung kontext- und damit kultur(kreis)bezogen ist, und es dementsprechend unterschiedliche Interpretationen nachhaltigen Konsums oder nachhaltigen Handelns gibt.

Zweitens spielt Nachhaltigkeit als handlungsleitendes Prinzip auch eine Rolle „in“ Kulturorganisationen – nicht nur als Organisationen per se, sondern auch in Bezug auf deren besonderer Verantwortung in der Herstellung „öffentlicher“ und damit kulturstiftender Güter.

Und drittens erscheint es darauf aufbauend notwendig, sich über eine Kultivierung und damit Normalisierung nachhaltigen Handelns auf gesellschaftlicher Ebene Gedanken zu machen. Damit meine ich die kulturelle Verankerung des Prinzips der Nachhaltigkeit.

Es gibt zu wenig Räume und Orte, in und an denen Nachhaltigkeit als handlungsleitendes Konzept, als kulturelle Praxis diskutiert und ausgehandelt wird.

Auf allen drei Ebenen kommt Kulturorganisationen eine besondere Rolle zu. Kultur ist aus einer holistischen Perspektive die Basis-Struktur einer Gesellschaft und damit das Grundgerüst und der „Ermöglicher“ einer nachhaltigen Entwicklung. Kultur ermöglicht, integriert, koordiniert, organisiert und führt alle Aspekte nachhaltigen Handelns zusammen [Weder, 2021; Soini & Dessein, 2016; COST, 2015] und ist damit die Wurzel und auch das Ergebnis alles menschlichen Handelns und menschlicher Entscheidungen. Eine „Kultivierung“ der Nachhaltigkeit bedeutet, dass sich auch die Unterschiede zwischen einer sozialen, umweltbezogenen und ökonomischen Handlungsperspektive auflösen.

Kultivierung der Nachhaltigkeit

Wir gehen davon aus, dass sich Nachhaltigkeit auf alle sozialen Praktiken bezieht, also alle Aktivitäten, die eine Kombination aus sprachlichen und menschlichen Handlungen sind, auf Wissen und Kommunikation basieren, gewisse Routinen haben und sich damit wiederholen [Weder, 2021]. Kern dieser kultur- und kommunikationstheoretischen Überlegungen ist die „Performativität“, das heißt, dass durch entsprechendes individuelles Handeln das Kollektive und damit die „Kultur“ gleichsam reproduziert werden. Das Ausführen sozialer Praktiken wird als „doing culture“ [Hörning & Reuter, 2004, S. 10] beschrieben, nachhaltige soziale Praktiken sind somit überindividuell, sie sitzen zwischen dem individuellen Handeln und kollektiven, gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen. Damit kann unser Handeln kulturell wirksam werden, und zwar auch oder gerade, wenn es sich auf das Prinzip Nachhaltigkeit bezieht.

„Kultivierung“ bedeutet also Reproduktion von Nachhaltigkeit (Performativität, Reproduktion oder Modifikation, Weder, 2021b). Nachhaltigkeit wirkt dann wie ein „kultureller Kompass“, da Akteure sich aneinander orientieren. Wenn wir also davon ausgehen, dass viele Akteure unter bestimmten kulturellen Bedingungen ähnlich handeln, können ihre Handlungen zu einer neuen (oder zumindest veränderten) Praktik werden, denn aus Praktiken entsteht Kultur.

Dies lässt sich durch eine rein begriffliche Auseinandersetzung mit Kultivierung ergänzen: Die Idee der Kultivierung meint pflegen, bebauen, aber auch verehren, und ist auch gleichbedeutend mit „geistige und seelische Güter pflegen“ (dwds.de, 2022). Eine Kultivierung der Nachhaltigkeit bedeutet also die Schaffung, aber auch Aufrechterhaltung von Bedingungen, die ein Wachstum bestimmter Handlungspraktiken gewährleisten. Biologisch ist damit ja auch die Vermehrung verbunden, denkt man an Zellen und Organismen, die „kultiviert“ werden, von zentraler Bedeutung ist hier das „Nährmedium“.

Kulturorganisationen in der Pflicht

Welche Rolle spielen nun Kulturorganisationen – von Medienunternehmen bis hin zu Museen und Theatern – in Bezug auf die Idee der Kultivierung der Nachhaltigkeit? Können Sie ein „Nährmedium“ für Nachhaltigkeit sein? Was sind bestehende Erzählungen und Erzählarten, die sich zwar auf das Prinzip der Nachhaltigkeit beziehen, aber dieses nicht unbedingt weiter ausdefiniieren? Und welche Möglichkeiten bieten sich, mehr und neue Kommunikationsräume zu schaffen, in denen über die Erzählungen hinaus auch das „Warum“, die Motive, Strategien und Ziele ausdiskutiert und ausgehandelt werden?

Tatsächliche Nachhaltigkeit heißt auch, dass wir komplexer denken und komplexere Entscheidungen treffen müssen. Dementsprechend braucht es auch mehr Kommunikation, mehr Kontaktpunkte, mehr Kommunikationsräume, um das „Warum“ und Handlungsalternativen zu diskutieren und auszuhandeln. Kulturorganisationen können hier sogenannte „Kommunikations-Hubs“ sein. Kulturinstitutionen, -organisationen, aber auch Medienunternehmen können und müssen Nachhaltigkeit mehr „zum Thema machen“ und zukunftsfähigen Lebensstilen eine Bühne bieten.

Aus einer kommunikations- und medienwissenschaftlichen Perspektive sind öffentliche Diskurse das „Nährmedium der Nachhaltigkeit“. Wenn eine Kultur der Nachhaltigkeit durch und in öffentliche(n) Diskurse(n) entsteht, dann sind Medien und

Kulturinstitutionen als diejenigen gesellschaftlichen Institutionen zu begreifen, die eine Kultur der Nachhaltigkeit ausdefinieren können, indem sie diese Diskurse, dieses Nährmedium schaffen, bereitstellen und aufrechterhalten. Sie liefern Deutungsangebote (Frames), sie erzählen von individuellem Handeln und Entscheidungskonflikten – als Dokumentation, Theaterstück oder Museumsexponat – und ermöglichen damit, dass sich individuelles Handeln miteinander verbindet, regelmäßig und „normaler“ wird und sich damit als Typ und Praktik verfestigt (Kultivierung).

Dementsprechend ist „Kulturarbeit das Ausdefinieren von dem, was Nachhaltigkeit eigentlich bedeutet“ und tragen Kulturinstitutionen die Verantwortung, Handlungs- und Kommunikationsräume für nachhaltiges Handeln zu schaffen und nachhaltiges Handeln zur Praktik zu machen, die dann zu einer Kultur der Nachhaltigkeit wird. ◀

Literatur:

- Berger, Peter L (2009): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Fischer, 22. Auflage.
- COST (2015). Dessein, J., Soini, K., Fairclough, G., Horlings, L., Battaglini, E., Birkeland, I., ... & Reimer, M. (2015). Culture in, for and as sustainable development: Conclusions from the COST Action IS1007 Investigating Cultural Sustainability. University of Jyväskylä.
- Hörning, K. H., & Reuter, J. (2004). Doing culture. Kultur als Praxis. In: K. H. Hörning & J. Reuter (Hg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis (S. 9–15). Transcript.
- Soini, K., & Dessein, J. (2016). Culture-sustainability relation: Towards a conceptual framework. Sustainability, 8(2), 167.
- WCED – World Commission on Environment & Development (1987). Our Common Future. <https://sustainabledevelopment.un.org/milestones/wced>
- Weder, F. (2021). Sustainability as Master Frame of the Future? Potency and Limits of Sustainability as Normative Framework in Corporate, Political and NGO Communication. In F. Weder, L. Krainer & M. Karmasin (Eds.), „The Sustainability Communication Reader: A Reflective Compendium“ (S. 103–119). Springer VS.
- Weder, F., Krainer, L. & Karmasin, M. (Eds.) (2021), „The Sustainability Communication Reader: A Reflective Compendium“ (S. 103–119). Springer VS.

Barbara Steinbrunner

Das freistehende Einfamilienhaus als Auslaufmodell!?

Österreich verliert täglich Boden. Das entwickelt sich zu einem großen Problem, da Boden eine endliche Ressource darstellt und somit ein nicht vermehrbares und erneuerbares Gut ist.

In Zahlen dargestellt werden laut Umweltbundesamt pro Tag 11,5 Hektar Fläche¹ für Siedlungs- und Verkehrszwecke, aber auch für andere Intensivnutzungen in Anspruch genommen. Durch Verbauung und Versiegelung gehen biologisch wertvolle bzw. landwirtschaftlich produktive Böden dauerhaft verloren. Obwohl die Flächeninanspruchnahme in den letzten Jahren zurückging, ist sie aber weiterhin auf einem hohen Niveau und weit weg vom angestrebten Zielwert der Nachhaltigkeitsstrategie 2002 und dem aktuellen Regierungsprogramm von 2,5 Hektar pro Tag bis 2030. Dem Ziel, den Flächenverbrauch und die Bodenversiegelung zu reduzieren, folgt auch das im Oktober letzten Jahres beschlossene Österreichische Raumentwicklungskonzept 2030. Es räumt sowohl dem sparsamen und schonenden Umgang mit Ressourcen als auch dem Schutz der natürlichen Lebens- und Ernährungsgrundlagen eine hohe Priorität ein². Der europäische Zielwert strebt sogar eine Nettoflächeninanspruchnahme von null bis 2050 an³. Dieses ambitionierte Ziel bedeutet nicht, dass nichts gebaut wird, sondern dass kein Neubau auf der „grünen Wiese“ erfolgen soll. Somit findet das Thema Bodensparen, dessen Notwendigkeit in der Wissenschaft schon lange bekannt ist, auch langsam in der Politik Einzug. Eine nachhaltige Reduzierung der Bodeninanspruchnahme ist von diversen Fak-

*Univ.Ass.ⁱⁿ DI.ⁱⁿ Barbara Steinbrunner, MSc,
Universitätsassistentin am Forschungsbereich für
Bodenpolitik und Bodenmanagement am Institut
für Raumplanung an der TU Wien sowie Beirats-
mitglied im Center ländlicher Raum.*

toren abhängig und stößt auf unterschiedliche Herausforderungen. Eine davon ist, dass viele etablierte Nutzungen einen hohen Flächenverbrauch aufweisen, wie Gewerbe- und Handelsagglomerationen, Betriebsgebiete, sowie die dazugehörigen Stellplätze, Verkehrswege und Einfamilienhaussiedlungen. Eine hohe Flächeninanspruchnahme pro Kopf lässt sich vor allem in Regionen mit einem hohen Anteil an Dauersiedlungsraum und günstigen Baugrundstückspreisen erkennen.

Ein nicht unwesentlicher Teil der täglich in Anspruch genommenen Fläche entfällt auf Wohnzwecke. Das Einfamilienhaus ist hierbei eine besonders flächenintensive Wohnform. Wenige Personen nutzen eine verhältnismäßig große Fläche, sprich eine hohe Bodeninanspruchnahme mit ineffizienter Nutzung. Diese Feststellung unterstreichen Zahlen aus dem Jahr 2019, als rund 41 Prozent der österreichischen Bevölkerung in einem Einfamilienhaus lebte. Pro Stunde kommen 1,74 neue Ein- bzw. Zweifamilienhäuser dazu⁴. Dieser Trend scheint sich auch nicht so schnell zu ändern. Laut Umfragen ist für 62 Prozent der österrei-



chischen Bevölkerung das Einfamilienhaus weiterhin die beliebteste Wohnform⁵. Das Bewusstsein, dass das freistehende Einfamilienhaus zu den wesentlichen Treibern der Flächeninanspruchnahme zählt, scheint noch nicht ausreichend geschaffen zu sein. Wobei auch erwähnt werden sollte, dass Österreich in diesem Sinne bereits fertig gebaut ist. Was meint, dass wir für die nächsten Jahre keine neuen Einfamilienhäuser mehr bauen müssten, da viele der bereits gebauten Häuser leer stehen oder nicht dauerhaft bewohnt werden. Hinzuzufügen ist, dass nicht nur das Einfamilienhaus per se problematisch ist, sondern die Folgen geringer Siedlungsdichte sind mehr Versiegelung durch technische Infrastrukturen, die gleichzeitig auch ineffizient genutzt werden und hohe Erhaltungskosten für die Gemeinden. Einfamilienhaussiedlungen stellen zudem auch eine autoaffine Siedlungsstruktur dar, weil zumeist ein Großteil der Bewohner*innen auf ein oder sogar mehrere Autos angewiesen sind. Alle diese aufgezählten Tatsachen sind nicht mit den raumplanerischen Zielen einer kompakten Siedlungsstruktur und kurzen Wegen kompatibel. Das neugebaute, freistehende Einfamilienhaus steht damit in einem deutlichen Widerspruch zu einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung.

Es gibt viele (planerische) Argumente gegen das Einfamilienhaus, aber die Diskussion um dessen Zukunft wird sehr emotional geführt. Der Traum vom eigenen Haus ist ein legitimes Be-

Österreich verliert täglich Boden. Das entwickelt sich zu einem großen Problem, da Boden eine endliche Ressource darstellt.

dürfnis, dem subjektive Motivationen zugrunde liegen. In der Diskussion, neue freistehende Einfamilienhäuser zu verbieten, was grundsätzlich durch die Festlegung von entsprechender Bebauungsdichten möglich wäre, wird auch häufig das Grundrecht auf Eigentum ins Treffen geführt. Dieses Argument ist hier aber völlig fehl am Platz. So besteht für jeden weiterhin die Möglichkeit, Bauland zu erwerben und Wohnraum zu schaffen. Dies sollte jedoch so stattfinden, dass mit unserer Lebensgrundlage Boden haushälterisch umgegangen und einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung in sich verändernden Umweltbedingungen Rechnung getragen wird.

► **Die meistgenannten Gründe** für ein freistehendes Einfamilienhaus sind viel Platz, Ruhe, Abstand zum Nachbarn, Selbstbestimmung, eigener Grünraum, Individualität, etc. Ob diese subjektiven Wünsche vieler Häuslbauer*innen durch das Einfamilienhaus in dem erwarteten Ausmaß erfüllt werden können, sei zu hinterfragen. Verdeutlicht wird das am Beispiel der klassischen Einfamilienhaussiedlung, wo der Abstand zu einzelnen Häusern und die Ruhe nur augenscheinlich sind. Durch die vorwiegende Positionierung der Gebäude in der Mitte der Parzellen ist die Einsichtigkeit von allen Seiten gegeben und die Geräuschkulisse vergleichsweise höher als bei einer geschlossenen Bebauungsweise mit traditionellen Streckhöfen. Auch Baukultur und das äußere Erscheinungsbild, vor allem in ländlichen und alpin geprägten Regionen, sei an dieser Stelle nicht unerwähnt. So bringen Einfamilienhaussiedlungen aus Fertigteilhäusern bei weitem nicht die Qualität wie beispielsweise traditionelle Wohnhäuser, eingebettet in die dörflichen Strukturen.

Für einen Ausweg aus der Denkweise, nur das freistehende, seit den 1950er Jahren boomende Einfamilienhaus sei die ideale Wohnform, müssen Alternativen und Best-Practice-Beispiele aufgezeigt werden. Die Bedürfnisse und Wünsche der Häuslbauer*innen sind von Planer*innen zu sammeln und zu hinterfragen, um anschließend zu prüfen, ob nicht eine andere Siedlungsform diese gleichermaßen oder sogar besser erfüllen kann und zugleich flächensparender wäre. Auch die Sanierung und der Umbau von Bestand spielt beim künftigen Flächenverbrauch eine wichtige Rolle. Ehemalige Wohn- und Wirtschaftsgebäude bieten viele Möglichkeiten für kreative Wohnkonzepte. Aber auch die Nachverdichtung im Sinne von Zu- und Ausbau wirkt sich positiv auf den Flächenverbrauch aus. Dabei sollte dem Mehrgenerationen- und Mehrfamilienhaus, welches vor 1950 weitverbreitet war, wieder mehr Bedeutung zukommen. Dieses bringt neben einer höheren Wohndichte auch soziale Aspekte mit sich. Gründe, warum innovative oder altbewehrte Konzepte noch zu wenig umgesetzt werden, sind unter anderem Unwissenheit, kaum Auseinandersetzung mit Alternativen zum Einfamilienhaus und mangelnde finanzielle Anreize durch gezielte Förderungen. Der Bestand bietet eine Reihe an Potenzialen. Wie bei so vielen Themen geht es auch hier um Bewusstseinsbildung und um das Aufmerksam machen auf die Problematik, damit eine Veränderung

Das neugebaute, freistehende Einfamilienhaus steht damit in einem deutlichen Widerspruch zu einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung.

im Flächenverbrauch erreicht werden kann. Eine gute Initiative, die gelungen Beispiele vor den Vorhang holt und Inspiration für Gemeinden und Bauwillige bietet, ist der Verein LandLuft⁶. Beim letzten Baukulturgemeindepreis unter dem Motto „Boden g’scheit nutzen“, wurden innovative und nachhaltige Projekte ausgezeichnet und präsentiert.

Abschließend lässt sich sagen, dass das Thema Bodenverbrauch gerade auf vielen Ebenen diskutiert wird, aber der Diskurs sicher noch breiter, bis hin zum künftigen Bauwerber geführt werden muss. Die Förderung eines Bewusstseins der Problematik unserer hohen Flächeninanspruchnahme und welchen Anteil die gewählte Wohnform daran hat, könnte wesentlich zur Reduzierung des Bodenverbrauches beitragen. Gefordert wären hier neben der Politik auch Gemeinden und Planer*innen. ◀

(1) Umweltbundesamt 2022 unter <https://www.umweltbundesamt.at/umweltthemen/boden/flaecheninanspruchnahme>

(2) ÖROK 2021 unter https://www.oerok.gv.at/fileadmin/user_upload/publikationen/Schriftenreihe/210/OEREK-2030.pdf

(3) Europäische Kommission 2011 unter [https://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/com/com_com\(2011\)0571_/com_com\(2011\)0571_de.pdf](https://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/com/com_com(2011)0571_/com_com(2011)0571_de.pdf)

(4) Statistik Austria 2019 unter https://www.statistik.at/wcm/idc/idcplg?IdcService=GET_NATIVE_FILE&RevisionSelectionMethod=LatestReleased&dDocName=120883

(5) Ausstellung AzW: Boden für Alle, 2020/2021

(6) www.landluft.at

nonconform / Roland Gruber, Maria Isabettini, Peter Nageler

Aus Donuts müssen Krapfen werden

nonconform ist ein Büro für Architektur und partizipative Raumentwicklung mit dem Ziel, mit partizipativer Planung ein gutes Leben am Land und in der Stadt zu ermöglichen, Räume und Plätze neu zu beleben und nutzungsoffene, urbane Gebäude zu schaffen.

Ein Aufbruch der ländlichen Regionen braucht programmatische Inhalte, wie die leerstehenden und verödeten Stadtzentren und Dorfkerne wieder mit Leben zu füllen sind. Zukunftsfähige Ideen für ihre Renaissance können nur gemeinsam mit den Bewohner*innen entstehen und angepackt werden.

Immer mehr Dörfer und Städte haben kein Zentrum mehr, sie sehen aus wie ein Donut. Das Leben findet am Stadtrand statt, in peripheren Eigenheimsiedlungen und Einkaufszentren, aufrechterhalten durch einen hohen Mobilitätsaufwand. Dieser Donut-Effekt ruiniert die Städte nicht nur für die kommenden Generationen: Öffentliche Begegnungsräume verlieren ihre Bedeutung und Orte ihre Identität und Attraktivität.

Um dem weiteren Verstummen der Stadt- und Dorfzentren etwas entgegenzustellen, braucht es mutige Akteur*innen aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Zivilgesellschaft, die bereit sind, Neues partizipativ mit Bürgerinnen und Bürgern zu denken und zu realisieren. Fundus und Humus dafür liegen im kon-

Über Leerstand, verödete Zentren und neue Zukunftsbilder

sequenten Aufspüren und in der umfassenden Transformation der regionalen Schätze und Besonderheiten. Das ist ein vielschichtiger, demokratischer Aushandlungsprozess über gemeinsame Zukunftsbilder, die mit neuen Formen des Wohnens und Arbeitens, der Mobilität und mit Orten der Gemeinschaft das Leben in die Zentren zurückbringen können.

Dafür sind starke bauliche Interventionen gefordert, die einen inspirierenden Raum für das Leben im ruralen Raum ermöglichen – für ein zeitgemäßes Leben auf dem Land, das eine eigene Qualität erreicht: Technologisch am Puls der Zeit, bei dem aber Achtsamkeit und Entschleunigung mitschwingt und ein deutliches Zeichen für einen sparsamen und intelligenten Umgang mit Grund und Boden gesetzt wird.

Die Zentren der Orte und Städte spielen eine Hauptrolle auf dem Weg zu Zukunftsorten. Leerstehende Gebäude und aufgelassene öffentliche Bauten, verlassene Fabriken und Höfe sind Teil der Realität. Dieser nicht mehr genutzte Raum birgt ein enormes Entwicklungspotential und Chancen für die Kommunen. Gerade im Bewusstsein des Klimawandels sind diese vorhandenen Ressourcen ein bedeutendes Potenzial zur Rückkehr zu einem intakten Sozialraum für die Menschen am Land. ►



Akzeptieren müssen wir, dass klassische Nutzungen wie der Handel in seiner ursprünglichen Form nicht mehr in den Kern der Dörfer und Städte zurückzuholen sind.

► **Wir brauchen einen Krapfen-Effekt.** Die Metapher vom Donut aufgreifend stellt sich die Frage, wie die verödete Mitte wieder mit Leben gefüllt, wie sie wieder zum Krapfen mit gehaltvoller Füllung werden kann? Akzeptieren müssen wir, dass klassische Nutzungen wie der Handel in seiner ursprünglichen Form nicht mehr in den Kern der Dörfer und Städte zurückzuholen sind. Die leeren Hüllen brauchen experimentelle Ideen für ein gehaltvolles Inneres, die das Leben wieder attraktiv machen. In einem sich gegenseitig stützenden Netzwerk sind die dafür zentralen Aspekte auszugestalten: Neue Wohnformen, gemeinschaftliche Treffpunkte für den sozialen Zusammenhalt, Nahversorgung mit Gütern und Kultur, vernetzte und flexibel nutzbare Mobilität und eine Wirtschaft, die regionale und innovative Impulse setzt. Das

sind große Themen, die tragbare Antworten erfordern, um für das Land die lebensnotwendige Diversifikation zu erreichen: eine Vielfalt an Jung und Alt, an Familien und Singles, an sozialen Milieus und an kulturellen Vorstellungen.

Wie lassen sich alte Hüllen vitalisieren? Ein Wirtshaus bleibt nicht nur Schank- und Gastraum, sondern bietet auch Raum für Seminare, für junges Wohnen und für die Poststelle mit Ladenzone, für Kulinarik. Die ehemalige Handelsstraße wird öffentliches Wohnzimmer und ein Ort für Spezialist*innen, bei denen die Musikschule die erste Geige in der Begegnungszone spielt. Schulen vernetzen sich zu einem 360 Tage offenen Bildungscampus mit Mensa, Reparaturwerkstatt und täglich frisch gekochtem Essen. Die leerstehende Wurstfabrik wird zum Labor für Handel, Co-Creation, Kultur, zu einem Käsekeller mit Markflächen und bietet Wohnen für Menschen mit Beeinträchtigung. Der Leerstand am Dorfplatz ist jetzt ein Ort für Co-Worcation, also eine Drehscheibe, um Urlaub und Arbeiten gleichzeitig zu ermöglichen. Digitalisierung und schnelles Internet schaffen dafür die Basis. Doch auch Ideen sind gefragt, die auf diese Weise kreativ etwas Neues für die Region schaffen.

Bürgerinnen und Bürger sind vom ersten Akt der Ideenfindung bis zur konkreten Umsetzung als lokale Expertinnen und Experten in die Veränderungsarbeit einzubeziehen.

Aufbruch braucht einen partizipativen, kraftvollen und kollektiven Moment. Wenn Menschen an der Zukunftsgestaltung ihrer Lebenswelt beteiligt werden, wenn sie sich in die Veränderung ihres eigenen Ortes mit ihren Ideen und Vorstellungen einbringen können, kann das gemeinschaftliche Leben in Dörfern und Städten gestärkt werden. Bürgerinnen und Bürger sind vom ersten Akt der Ideenfindung bis zur konkreten Umsetzung als lokale Expertinnen und Experten in die Veränderungsarbeit einzubeziehen. Aus unserer langjährigen Erfahrung auf dem Gebiet der Bürgerbeteiligung haben wir gelernt, dass zeitlich komprimierten Prozessen – analog oder digital durchgeführt – eine stärkere Dynamik innewohnt. Die Ergebnisse solcher Prozesse sind gut reflektiert, sehr zukunftsfähig und können direkt zur Umsetzung gebracht werden. Dieser kollektive Aufbruch mit professioneller Begleitung bringt gemeinsame Visionen und ist Wegbereiter für einen Strategiewechsel für die Entwicklung der Region.

Bei den handelnden Akteur*innen muss ein Verständnis für den Wandel geschaffen werden. Eine gemeinsame Lernexpedition in Orte, die es geschafft haben, ist dafür ein guter Beginn. Für diesen Start sind nicht nur die Akteure vor Ort, sondern auch die Ausheimischen zu involvieren, also diejenigen, die aus dem Ort, der Region stammen, aber nicht mehr dort leben. Gerade sie tragen immer ein Stück regionale Identität im Herzen, erweitert um interessante Erfahrungen. Zivilgesellschaftliches Engagement, die Handschlagqualität und die Möglichkeit der raschen Umsetzung und Aneignung sind das große Plus der Region, um Ver-

änderungen umzusetzen. Damit können Innovationen, in mitunter experimentellen Formaten, direkt erlebt werden. Es braucht mehr Mut fürs Ausprobieren, weniger reden und mehr tun.

Damit schließlich aus dem Donut ein Krapfen wird, ist ein Kümmerer notwendig. Diese Person trägt im Prozess dafür Sorge, dass die Zukunftsstrategie mit den geplanten Projekten umgesetzt wird. Sie stellt das Gesicht der Veränderung dar, kümmert sich, die richtigen Menschen in den richtigen Situationen zusammenzubringen und dass neue Ideen und Vorschläge offen weiterentwickelt werden. Außerdem baut sie nützliche Netzwerke auf, macht Wissen sichtbar und managt Umsetzungen.

Hohe Qualitätsstandards sind für die Realisierung der Ideen gefordert. Es geht nicht um gut gemeint, sondern um gut gemacht. Deshalb sind auch bei kleineren Interventionen die besten Partner*innen für die bauliche Umsetzung zu suchen. Partizipative Verfahren zur Auswahl der stärksten gestalterischen Konzepte sind dafür zu entwickeln, zu fördern und einzusetzen. Sie stellen die angemessene Antwort auf die veränderten Anforderungen dar. Entscheidend ist dabei, sowohl die Bürgerinnen und Bürger verstärkt in den Entscheidungsprozess zu involvieren, als auch kreative Gestalter*innen innerhalb und außerhalb der regionalen Grenzen einzuladen. So gewinnt das Leben in Dörfern und Städten abseits der Ballungszentren eine Qualität, die geprägt ist durch gelebte Gemeinschaft, bunte Nutzungen, lebendige Urbanität, kurze Wege und natürlich durch schöne Räume.

68

Christoph Holz, Kerstin Schultz,
Klaus Zeitler im Gespräch

Wir tragen die Stadt mit uns herum, deshalb ist jetzt ein Landleben möglich

► Hat der ländliche Raum eine Zukunft?

Klaus Zeitler— Kommunen in ländlichen Räumen brauchen einen permanenten Erneuerungsprozess, ansonsten werden sie weiter abgehängt und haben wenig Überlebenschancen. Sie müssen auf die neuen sozialen Kontexte reagieren, sich mit anderen Kommunen vernetzen und zusammenarbeiten, ihre Infrastrukturen erneuern, die Digitalisierung zum Standard machen, neue Steuerungsinstrumente entwickeln, innovative Beteiligungsformate ausprobieren und mit zeitgemäßer Öffentlichkeitsarbeit kommunizieren. Das hat nicht unbedingt etwas mit der Finanzkraft zu tun. Vor allem sind gute Ideen, Willen und Ausdauer gefragt, dann ist es zu schaffen.

Christoph Holz— In jedem Koordinatensystem kann man den Mittelpunkt verschieben. In unserer digitalen Zeit bedeutet das, dort wo die Informationsknoten sind, dort entsteht etwas. Die Stadt, wie wir sie kennen, ist ein Produkt der Industrialisierung. Und sie ist deshalb so attraktiv, weil pro Einwohner weniger Kosten entstehen, es mehr Arbeit gibt und Gehälter wie Kreativität höher sind. Jetzt erlebt das Land eine neue Blüte, weil immer mehr Köpfe dezentraler arbeiten können. Die Digitalisierung schafft eine Re-Regionalisierung.

Müssen wir darüber nachdenken, Orte aufzugeben, die es nicht schaffen, Leben zurückzuholen?

Klaus Zeitler— Offiziell darf man es nicht sagen und eigentlich auch nicht schreiben, aber viele Untersuchungen zeigen, dass nicht alle Kommunen gerettet und künstlich am Leben erhalten werden können. Meine Empfehlung ist, wenn eine aktive Bevölkerung spürbar ist, wenn Entwicklungen stattfinden und die Menschen voll dahinterstehen, dann wird ein Fortbestehen möglich sein. Bei den anderen nicht. Es hängt sehr stark von der Energie vor Ort ab.

Wie schaffen wir es, in metropolferneren Gebieten in Zukunft gut zu leben?

Kerstin Schultz— Wir müssen den Fokus auf gute Strukturarbeit legen, um die Basisfunktionen wie Bildung, Einkaufen, Essensversorgung, öffentlicher Verkehr, Medizin und Breitband bestmöglich zu gewährleisten. Wenn das nicht vorhanden ist,

*Roland Gruber im Gespräch mit den Regionalaktivist*innen
Christoph Holz (St. Johann, Tirol), Prof. Kerstin Schultz
(Reichelsheim im Odenwald, Hessen) und Dr. Klaus Zeitler
(Rottenburg a.d. Laaber, Oberpfalz, Bayern)*

dann werden außer ein paar Aussteigern auch in Zukunft keine Leute aufs Land ziehen. Vielleicht wird es irgendwann heißen: „Wer Breitband nicht hatte, hatte ein Problem“.

An welchen Projekten arbeiten Sie als landaffine Akteurinnen und Akteure derzeit?

Kerstin Schultz— Als Gemeinderätin begleite ich Studierende bei der Entwicklung von Ideen für die Zukunft unseres Ortskerns. Mit einer transparenten Kommunikation wollen wir der Bevölkerung die Vision als Gesamtplan zeigen, damit die Zusammenhänge für Entscheidungen besser verstanden werden. In der Region kümmere ich mich um Vernetzungs- und Bewusstseinsarbeit für qualitativvolle Entwicklung, damit kleinere Impuls- und größere Leuchtturmprojekte leichter ins Leben kommen und die Baukultur verbessert wird.

Christoph Holz— In meiner Kleinstadt baue ich eine Homepage für globale Jobnomaden wie mich auf, für reisende, selbstständige Unternehmer, auch „IT-Nerds“ genannt. In der Regel haben sie zwei Monate Zeit, um ein Projekt fertigzustellen, und können dabei überall arbeiten. Mein Space in der Ortsmitte ist dann für sie ein Platz, um ihre Zelte für ein konzentriertes Arbeiten aufzuschlagen. Ich biete ihnen Zugang zur lokalen Creative Community, einen 3D-Drucker und schnelles Internet. Und sie bekommen ein charmantes Hotelzimmer. Mehr brauchen sie nicht. Mit dem Co-Working bekommen wir ein Stück Stadt in unser Dorf, also Kreativität, Bewegung und einen guten Spirit.

Klaus Zeitler— In Adorf, einem kleinen Ort in Sachsen, arbeiten wir gegen die Folgen des demographischen Wandels. Die Grundidee entstand bei einem Zukunftsentwicklungsprozess mit den Bürger*innen. Gewünscht sind Orte für das gemeinschaftliche Leben und den Zusammenhalt zwischen den Generationen. Dafür wurde das leerstehende Gefängnis zu einem Kreativort mit Proberäumen für Bands, einem Punk-Open-Air-Konzert und Räumen für Kultur ertüchtigt. Das Miteinander von Jung und Alt ist der Kern und wir konnten schon einige experimentelle Projekte umsetzen. Plötzlich ist Adorf lebendig und wir bekommen viel Anerkennung. ◀

Theresa Schütz im Gespräch

Zukunftshof Rothneusiedl

BEST PRACTICE: Stadt-Landwirtschaft zwischen Lebensmittelproduktion und Grätzltreff

Theresa Schütz ist Architektin und frei tätig zwischen Kunst im öffentlichen Raum, Urbanismus, kultureller Vermittlung und Architektur. U.a. gründet sie treecycle – urban ecosolutions oder unos – Studio für Raum und Gestaltung.

Im Juni 2019 wurde zur Entwicklung eines visionären Stadtlandwirtschaftskonzepts als Nachnutzung eines historischen Vierkanthofs in Wien-Favoriten das Projekt „Zukunftshof“ gegründet.

Warum ist der Zukunftshof ein Best-Practice-Beispiel im Umgang mit Leerstand?

Theresa Schütz— Man hat von Anfang an nicht über eine reine Zwischennutzung nachgedacht. Normalerweise hast du beim Leerstand als Besitzer*in wie auch als Nutzer*in oder Kreative einen großen Brocken Arbeit mit Sanierung oder Aufbauleistungen vor dir. Meist kommt es zu generischen Ansätzen: Man sieht, dass kreative Cluster in München oder Berlin gut funktionieren und übernimmt diese Konzepte. Ziel ist die Aufwertung, attraktive urbane Quartiere zu entwickeln, um danach höhere Mieten zu kassieren. Zwischennutzer*innen sind auf die vergünstigten Mieten für Leerstand angewiesen und schaffen Räume, die dann nach Ende der Zwischennutzung nur anderen einen Mehrwert bringen. Dabei müssen sie schon froh sein, wenn die Zwischennutzung für drei Jahre geht. Erfahrungen zeigen mittlerweile, dass das Unterfangen solcher kreativen Räume unter zehn Jahren nur ein Verheizen von Projekten ist. Da kann kein nachhaltiger Impuls davon ausgehen.

Und was war beim Zukunftshof anders?

Theresa Schütz— In dem Fall hat man keine Kopie hergenommen. Es wurde etwas aus dem Ort und der Nutzung, die schon da war, entwickelt.

Der Zukunftshof war in den 1980er Jahren als Haschahof eine der ersten großen biologisch geführten Landwirtschaften und wurde auch davor schon als Bauernhof betrieben.

2015 wurde er vom Wohnfonds Wien samt den dahinter liegenden Feldern gekauft und als Stadt-Erweiterungsgebiet definiert. Die Gebäude wurden ihrer Nutzung entleert, für Proteste ehemaliger Nutzer*innen gab es wenig offene Ohren. Ein Ideenwettbewerb wurde ausgeschrieben. So formte sich eine Bürgerinitiative, die gesagt hat, wir hätten auch eine Idee für diesen Hof.

Zu diesem Nachnutzungskonzept hat sich ein super aufgestelltes Team gebildet, dem Stadtplaner*innen, Architekt*innen, Forscher*innen, Lebensmittelproduzent*innen, soziale Initiativen und auch Vereine aus der Umgebung angehört haben. Die Gründung einer Genossenschaft erlaubte es, einen noch größeren Pool an Pionier*innen der Stadtlandwirtschaft und Kreislaufwirtschaft mit ins Boot zu holen.

Dem Wohnfonds Wien hat man damit einen Ansprechpartner auf Augenhöhe geliefert. Der Zukunftshof wurde der Genossenschaft für 25 Jahre verpachtet. Dies ist schon eine Perspektive, in der man auch Personen und Unternehmen mit ins Boot holen kann, die daran interessiert sind, etwas Langfristiges aufzubauen. Von oben kann man solche Konzepte nicht verabschieden. Das werden immer nur Stadtquartiere von der Stange sein, wo es mindestens zehn, eher 15 Jahre braucht, bis dort von Leben gesprochen werden kann. Damit es überhaupt zu Grätzl-Leben kommt, muss dann ein Stadtteil-Management eingesetzt werden. Beim Zukunftshof bringen die Nutzer*innen selbst Leben in die leeren Mauern, noch bevor neue Wohnungen hochgezogen werden.

Was passiert nun alles im Zukunftshof?

Theresa Schütz— Da gibt es einmal eine Schneckenproduktion, die dort für die Haute Cuisine gezüchtet werden. Dann gibt es eine Naschgarten, wo Schulklassen zum Beispiel Nutzpflanzen selber anbauen können. Meine Firma treecycle produziert mobile Begrünungsmodule für überhitzte Stadträume. Die Bäume, die dieses Klima aushalten müssen, werden in einer Baumschule von Jugendlichen, die schwer Arbeit finden, im Rahmen eines Projekts der Volkshilfe Wien gepflegt. Universitäten docken an, machen Summer-Schools. Es gibt verschiedenste Veranstaltungen wie zum Beispiel das „Zukunftserwachen“.

Das alles passiert mit einer Vision, einer gemeinsamen Vorstellung von einer Stadt der Zukunft, wo man keine funktionale Trennung mehr sieht - zwischen denen, die planen, und denen, die es annehmen müssen. Wenn so viel zivilgesellschaftliches Engagement an einem Ort auf einmal aufblüht, dann ist dies ein irrer Impuls für eine Stadt. ◀

www.zukunftshof.at

70

*Das Werk Saxeten. 2002–2006.
Eine wachsende Skulptur im Bergdorf Saxeten,
Schweiz, in Zusammenarbeit mit der Bevölkerung der
Gemeinde Saxeten und der Universität Bern. Im
Auftrag des Kantons Bern. Intervention B: Brücke*



Nachhaltige Entwicklung ist eine kulturelle Herausforderung.



Das Werk Saxeten. 2002–2006. Eine wachsende Skulptur im Bergdorf Saxeten, Schweiz, in Zusammenarbeit mit der Bevölkerung der Gemeinde Saxeten und der Universität Bern. Im Auftrag des Kantons Bern. Intervention A: Klaus.



George Steinmann

„ Ästhetik als Prävention

Kunst im Horizont der Agenda 2030

George Steinmann ist bildender Künstler, Musiker und Forscher. Seine künstlerische Praxis beinhaltet Recherchen zur kulturellen Dimension der Agenda 2030, zum Klimawandel sowie zur Ökologie von Wald und Wasser.

Die Natur, lange als unerschöpflicher Fundus von Ressourcen angesehen, erweist sich heute als ein unterjochtes und erschöpftes Gebilde, das sich aufgrund menschlicher Eingriffe aufzulösen beginnt. Unsere Erde ist krank, durch uns. Nachdem der Mensch den Boden, die Meere und die Luft ausgebeutet hat, schielt er nun in den Weltraum und ebenso in die Tiefe. Während früher Erdölreserven Begehrlichkeiten weckten, sind es heute das Grundwasser, die Geothermie und Edelmetalle. Damit verbunden sind neue Fragen: Wem gehört der Untergrund? Wem die Luft, und wem die Biodiversität? Kurzum: Wir stehen an einem kritischen Punkt der Erdgeschichte, an dem die Menschheit den Weg in ihre Zukunft wählen muss. Die bisher übliche Praxis der rationalen Plünderung unseres Planeten muss durch ein Ethos der globalen Protektion ersetzt werden.

Ein Ansatz dazu ist die **UN-Agenda 2030** und die darin enthaltenen 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung. Sie ist ein Referenzrahmen, den sich die Staatengemeinschaft gesetzt hat, um die großen Herausforderungen dieser Welt anzugehen. Ihre Umsetzung verlangt ein neues Denken und Handeln, das mit Zuversicht die Chancen für eine zukunftsfähige Gesellschaft formuliert. Wir sind jedoch weit davon entfernt, die vorgegebenen Ziele zu erreichen, denn wir tun nicht, was wir wissen. Einerseits fehlt nach wie vor der politische Wille zu einem wirklich grundlegenden Paradigmenwechsel, andererseits besteht ein Missverständnis bezüglich des Begriffs „Nachhaltigkeit“ selbst. Das Regelwerk der Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung basiert auf einem Drei-Dimensionen-Konzept mit den Schwerpunkten Gesellschaft, Wirtschaft und Umwelt. Ein fataler Trugschluss. Nicht nur, weil sich im Begriff „Umwelt“ eine anthropozentrische Sichtweise manifestiert, die eine Trennung zwischen Natur und Mensch macht und so quasi die Grundlage der globalen ökologischen Krise schafft (interessanter wäre der Begriff „Mittelwelt“), sondern vor allem auch, weil in diesem Drei-Säulen-



*Kunst ohne Werk aber mit Wirkung, 2008–2010.
Eine wachsende Skulptur für die Abwasser
Reinigungsanlage ARA Region Bern.
Intervention B: Etablierung eines transdisziplinären
Wasserbeirats zum Thema nachhaltige Wasserwirt-
schaft mit sechs Wasserexpertinnen und -experten.
Im Auftrag der ARA Region Bern.*

► Modell die kulturelle Dimension ausgeschlossen ist. Die Gestaltungskompetenzen der Kultur und der Künste als Metaebene einer unabdingbaren Wertediskussion sind somit nicht Teil zukunftsgerichteter Verantwortungsstrategien. Ein folgenschwerer Irrtum, denn die Vision einer weltweit naturverträglichen Entwicklung darf keinesfalls auf rein technische Lösungen oder wirtschaftliche Interessen reduziert werden. Ein ökosozialer Umbau unserer Gesellschaft wird nicht gelingen, solange man auf ästhetische Strategien verzichtet, die eine andere Lebensweise und Welt vorstellbar und attraktiv machen. „Das größte Defizit der Nachhaltigkeitsszene ist ihre visionäre Obdachlosigkeit“, formuliert es der Soziologe Harald Welzer. Es fehlt ihr die Seele.

Mein Verständnis von nachhaltiger Entwicklung umfasst deshalb explizit auch die ästhetische Dimension. Nachhaltige Entwicklung ist eine kulturelle Herausforderung.

Die Komplexität unserer Zeit konfrontiert uns mit einem neuen Bild der Welt. Alle Phänomene sind Ausdruck ein- und derselben Krise, die in erster Linie eine Krise der Wahrnehmung ist. Wahrnehmung im weitesten Sinn ist die Kernkompetenz künstlerischer Arbeit. In ihr manifestiert sich das Suchen nach Transformation.

Was ist zu tun?

Mir persönlich scheinen folgende Wesensmerkmale zentral zu sein:

1. Das Prinzip des Dialogs

Unsere globalisierte Welt verträgt keine Abschottung mehr. Es braucht ein Bewusstsein der Allverbundenheit. Nur durch die Vernetzung verschiedener Kompetenzen entstehen zukunftsfähige Lösungen. Ich bin überzeugt, dass transdisziplinäre Projekte von Bedeutung sind und plädiere deshalb dafür, dass die Politik, die Behörden und die Wissenschaften uns Künstler*innen in die Debatte über eine zukunftsfähige Gesellschaft einbeziehen sollten. Als Botschafter*innen, als Berater*innen, als Verwaltungsrät*innen, als Querdenker*innen und nicht zu spät.

2. Das Prinzip der Solidarität

Es sind symbiotische Systeme, die wir jetzt brauchen. Die Symbiose ist ein in der Natur hochwirksames System von wechselseitiger Abhängigkeit mit existenzieller Wirkung. Flechten zum Beispiel, seit Jahren Inspiration meines künstlerischen Schaffens, sind ein perfekter sozialer Verbund. Nicht nur geprägt von Konkurrenz, sondern auch von Solidarität. Natur ist in der inneren Struktur sozial. Das gilt auch für die Kunst. Der herkömmlich tradierte Begriff der westlichen Leistungsgesellschaft ist dadurch bis zum Letzten in Frage gestellt. Kompetenzgerangel zum Beispiel, auch in den Künsten sehr ausgeprägt, ist bedeutungslos. Denn wer ständig darüber nachdenkt, wie er den anderen mit raffinierten Strategien übertrumpfen kann, verlernt die Fähigkeit der Empathie. Solidarität bedeutet Vertrauen in das Wir. Ich befürworte deshalb ein Ethos der gemeinsamen Zukunftsgestaltung. Es braucht eine systemische Sicht auf das Leben, die nicht mit den Kategorien Trennung und Polarisierung operiert.

3. Das Wissen über eine Ästhetik der Prävention

Was wir dringlich brauchen, ist eine neue Sensibilität. Sie beinhaltet Kenntnis der Verletzlichkeit und Teilhabe. „Ecological grieving“, ökologische Trauerarbeit, die mich seit meiner Kindheit aufgrund all der Zerstörungen der Mitwelt schmerzhaft begleitet hat, interessieren mich nicht mehr. Das Zeitalter der Reparatur, notwendig aufgrund technomorpher menschlichen Handelns, muss an sein Ende kommen. Symptombekämpfung reicht nicht mehr aus, was es jetzt braucht, sind Aspekte der Vorsorge, eine Ästhetik der Achtsamkeit. Resilienz, also die Fähigkeit, Störungen möglichst frühzeitig vorausszusehen, ist weiter zu stärken. Wir brauchen gerade jetzt eine Besinnung auf Möglichkeiten, die uns in der Prophylaxe stärken, denn Angst ist ein schlechter Ratgeber und vermindert unsere Gestaltungsfähigkeit.



Wir tun nicht,
was wir wissen.

*Blues for the Glaciers. 2015, Live Konzert auf dem Rhonegletscher Schweiz. Videofilm. Dauer 6 Minuten.
Ein Projekt für die UN Klimakonferenz COP21 in Paris 2015.*

Hier ist die Kunst von Relevanz. Sie kann heilende Wirkung entfalten. In Zeiten der Orientierungslosigkeit braucht es mehr denn je erweiterte Perspektiven: Langmut, Demut, Mut, Kenntnis über das Feinstoffliche.

Wie schafft man das? Ein Ansatz zumindest scheint mir plausibel: Die Zeit für Pessimismus ist vorbei. Die gegenwärtige multiple Krise unserer Zeit sollte als Chance zur Transformation genutzt werden, als Ansporn, die Bemühungen für zukunftsfähiges Leben auf der Erde voranzutreiben. Lasst uns heute gemeinsam für die Welt von morgen handeln. Wenn uns wichtig ist, was für eine Welt wir kommenden Generationen hinterlassen, so sind wir jetzt aufgefordert, dezidiert zu handeln. Wir sind gezwungen, den politischen und persönlichen Willen über alle Grenzen hinaus wachzurütteln.

Damit die Kurskorrektur gelingt, benötigen wir eine „Symbiose der Verantwortlichkeit“. Ja, ich würde noch weiter gehen: Eine zukunftsfähige Gesellschaft kann nur verwirklicht werden, wenn die Ethik darin eine entscheidende Rolle spielt. Es gibt Werte, die

nicht in ökonomische Einheiten überführbar sind: Die bildende Kunst, die Musik, die Poesie, das Theater, die Philosophie. Vor allem aber: Eine zukunftsfähige Gesellschaft kann nur verwirklicht werden, wenn die Trennung von „Kultur“ hier und „Natur“ dort endlich überwunden wird. Die Gegenüberstellung von Natur und Kultur ist ein Konstrukt unserer Zivilisation. Es geht letztlich um das Bewusstsein, unser „gemeinsames Haus“ (Franz von Assisi), unsere Mutter Erde, zu schützen, zu ehren und der zynischen Vernunft unserer Zeit Kreativität entgegenzusetzen. Das scheint mir heute angesichts der Eskalation von struktureller Gewalt mit politischen und wirtschaftlichen Komponenten von dringlicher gesellschaftlicher Relevanz. Als Künstler kann und will ich nicht mehr länger auf strategisches Geplänkel und populistische Versprechen der Politik und der Wirtschaft vertrauen. Es gibt eine moralische Pflicht der Kunst, auch die gesellschaftliche Dimension mitzudenken. Verantwortung ist nicht mehr delegierbar. Es braucht nachhaltige Beiträge eines jeden Einzelnen. Die Antwort liegt in uns selbst. Let's walk the talk. ◀

Mieze Medusa

Liebling, wir haben die Welt geschrumpt

*Mieze Medusa ist Pionierin der österreichischen Poetry Slam Szene.
Seit Jahren ist sie in Österreich und international mit abendfüllenden
Slam Poetry Performances & Lesungen unterwegs.*



Jetzt ist sie klein wie ein Staubkorn
Fein wie Atem, der vor Mündern hängt
Haltbar wie Permafrost, und der taut schon
Spät dran, wer jetzt ans Kümmeren denkt

Liebling, wir haben uns möglicherweise überschätzt
Die Ursache ohne die Wirkung gedacht
Die Wiese zementiert, den Wald gefällt
Rasante Entwicklung von Steilhang zu Flachdach
Die Tiere im Stall
Ochs und Esel zum Beispiel
und die Schweinderl und die Giggalan
deren Haltung ist oft ein Fall für die Anrufung
eines noch zu schaffenden Gerichtshofs inter species
In dubio pro ego

führt zu: Untergang ante portas
Nahrung intravenös, Gedanken infektiös, like das, teil das
Und jetzt ist es schon da, ein Virus wie für den Wirten gemacht

„Horch!
Im Erdgeschoss, im Hain und auf der Flur
Wie wühlt es jetzo rings in der Natur
Von nimmersatter Kräfte Gärung!“
▶

Wie man einen Wald betritt und wie man ihn verlässt –
Vermutung 2

Wir haben den Apfel am Baum gesehen, begehrt und gepflückt
Wir haben den Apfel vom Baum fallen gesehen und Schlüsse
gezogen

Wir haben den Apfel auf Köpfe gelegt und Wilhelm Tell gespielt
Wenn die Erde eine Kugel ist, die durchs All fliegt
Sag mir, Liebling, was ist unten, was ist oben?

Wie man einen Wald betritt und wie man ihn verlässt –
Vermutung 3

Holzfällen und Spaziergehen, ach was
Das überlass ich Thomas Bernhard
Ich hab heute noch nicht genug Hildegard von
Binge-gewatched.

Wie man einen Wald betritt und wie man ihn verlässt –
Vermutung 4

Wenn im Wald ein Baum umfällt und niemand da ist, der es
hört.
Macht es dann ein Geräusch?
Das ist der arroganteste Satz, der mir auf die Schnelle einfällt
Denkt hier wirklich jemand, das menschliche Gehör ist ein
▶

► Und wir sind die Gärbasis und der Nährboden
Wir denken die Welt als Schauplatz eines Heldenepos
Doch, Liebling, hier ist kein Platz mehr für Egos
Denk dich als Teil des Ganzen, als Humus, Unruhe, Verbindung
Denn sonst verkümmert etwas, zum Beispiel wir

Habitat ist Standort
Utopie ist Unwort
Wind ist Sturm ist Tornado ist Orkan ist Wolf, der Atem holt
und pustet
Jetzt schau nach, aus was ist dein Haus gebaut?
Stroh, Holz oder Beton?
Hat es Wasser, Wärme und Strom?
Und wenn wer klopft, der Hilfe braucht?
Was tust du?
Jedem Garten sein eigenes Frontex?
Oder machst du die Türe auf?

Wir haben Türen gebaut
Wir haben Feuer gemacht
Wir haben das Rad erfunden
Wir haben die Erde erst als Scheibe dann als Kugel dann als
Netzwerk gedacht
Wir denken, es dreht sich alles um uns
Und wir dachten, wir wären ungebunden, autark!
Krone der Schöpfung!

Arg!
Stellt sich raus, es geht ohne uns in keine Dunkelheit
Zu Hilfe, was mach ma da?
Wo ist der Wink des Himmels, wenn man ihn braucht?
Doch Deus ex Machina
Ist ein Plot-twist im Theater
Und kommt in der Natur nicht vor

Wie man einen Wald betritt und wie man ihn verlässt –
Vermutung 1 ²
Wir wollen heiter Baum um Baum umschneiden
an keinem wie an einem Holzpreis hängen
die Kettensäge will entfesseln sich und Wräem Wräem
Wräääääääämen
sie will uns Ficht und Buche fällen, auch die Eichen

► Maßstab mit besonderer Relevanz für das Universum?
Oder den Wald?
Oder den Baum?

Wie man eine Welt betritt und wie man sie verlässt –
Vermutung 1
Da schau her
Was für eine Allianz
Ausgestattet mit einer unheiligen Dreifaltigkeit aus Werkzeug,
Waffe, Wort
Zieh'n wir durch die Welt, definieren Ort um Ort
als etwas, dass besser aussieht, wenn es begraben liegt unter
einer Schicht Beton
Was für Brillanz!
Eine Erfolgsgeschichte, wie sie in Büchern steht, die wir für
uns schreiben
während wir Richtung Untergang ziehen
Wir taumeln entlang einer von uns definierten Zeitachse
Richtung sechstes Massenaussterben
Erzählen uns Geschichten von Göttern und Krieg
Spielen so gern mit Plastikfiguren von Tyrannosaurus Rex
Machen Witze über Kräutlerhexen
Unsere Lullabies heißen 99 Luftballons
Irgendwas mit Düsenjet
Boom Boom Baller Baller Welt weg

Liebling, wir haben die Welt geschrumpft
Jetzt ist sie klein wie ein Staubkorn
Fein wie Atem, der vor Mündern hängt
Haltbar wie Permafrost, und der taut schon
Spät dran, wer jetzt ans Kümmern denkt
Liebling, wir haben uns möglicherweise überschätzt
es gibt keinen Planeten B, alles was wir haben, ist; jetzt ▼

(1) Nach: Eduard Mörike, Nachts

(2) Inspiriert von: Estefanía Peñafiel Loaliza,
Speculations (on how to enter and leave a forest), 2018



Daniela Gmachl

Gemeinwohlbilanz ARGEkultur Salzburg

Seit Jahren bilanziert Salzburgs größtes unabhängiges Kulturzentrum auch sein Gemeinwohl

Daniela Gmachl ist kaufmännische Geschäftsführerin der ARGEkultur gemeinnützige GmbH.

Gemeinwohlökonomie als Begriff basiert auf der Literatur von Christian Felber und ist ein Denk- und Wirtschaftsmodell, das eine Alternative zum klassisch kapitalistischen Modell der Gewinnmaximierung aufzeigt. Im Mittelpunkt stehen der Mensch und die Umwelt und nicht die kapitalistische Wertschöpfung. Als unternehmerischer Erfolg werden der Beitrag und der Fortschritt zum Gemeinwohl angesehen.

Die ARGEkultur hat 2016 ihre erste Gemeinwohlbilanz erstellt – gemeinsam mit einer Gruppe weiterer engagierter Unternehmer*innen wie der Trumer Brauerei, dem Bildungshaus St. Virgil oder dem Sozialverein Laube. In Österreich haben bereits 500 private und öffentliche Unternehmen und auch Gemeinden dies gemacht, inzwischen sind noch weitere Kulturunternehmen dazu gekommen.

Zur Feststellung des Fortschritts dient der Gemeinwohlbericht, der eine reflektierte Evaluierung der Gemeinwohlorientierung eines Unternehmens darstellt. Im Rahmen des Berichts werden fünf Berührungsguppen (Lieferant*innen, Eigentümer*innen & Finanzpartner*innen, Mitarbeitende, Kund*innen & Mitunternehmen, Gesellschaftliches Umfeld) auf vier Werte (Menschenwürde, Solidarität & Gerechtigkeit, Ökologische Nachhaltigkeit, Transparenz und Mitentscheidung) untersucht. Alle Berührungsguppen werden in Bezug auf die unterschiedlichen Werte angeschaut, analysiert und beschrieben. Nach erfolgreicher externer Prüfung wird der Bericht als Bilanz anerkannt und das Unternehmen bekommt ein Testat mit zweijähriger Gültigkeit ausgestellt.

Genau das macht diese Bilanzierung auch so interessant in der Anwendung. Es ist einerseits eine analytische und strategische 360-Grad-Betrachtung des Unternehmens. Und es ist eine sehr praktische, konkrete und messbare Alternative zu einer klassischen Finanzbilanz auf wirtschaftlicher Ebene.

Sein Unternehmen einer Gemeinwohlbilanzierung zu unterziehen, heißt noch nicht, in allen Bereichen vorbildlich zu sein. Vielmehr geht es auch darum, Stärken und besonders auch Schwächen zu identifizieren und dann einen Veränderungsprozess einzuleiten.

Entscheidend ist aber natürlich, wie die Ergebnisse aus den Bereichen, in denen es noch Defizite gibt, dann im Unternehmen weiterverarbeitet werden. In der ARGEkultur geschieht dies sowohl im Rahmen der Strategiearbeit – und andererseits im tagtäglichen operativen Geschäft, zum Beispiel durch Workshops mit den Mitarbeiter*innen, in denen wir konkrete Verbesserungspotentiale in dem einen oder anderen Bereich ausloten.

Das Verfassen des Gemeinwohlberichts ist ein Kraftakt. Die gemeinwohlorientierte Evaluierung des eigenen Tuns verlangt Informationen, Daten und Kennzahlen, von denen einige in Kulturbetrieben normalerweise eher selten erhoben werden. Und sie bindet Zeitressourcen von Mitarbeiter*innen, die eigentlich im



Als unternehmerischer Erfolg wird der Beitrag und der Fortschritt zum Gemeinwohl angesehen.

laufenden Betrieb benötigt werden. Und doch lohnt sich die Mühe. Denn dieser ganzheitliche und neue Blick belohnt mit spannenden Erkenntnissen.

Nachdem es in diesem Magazin um Potentiale für eine klimagerechte Kulturpraxis geht, folgen hier nun drei Praxis-Bespiele von Impulsfragen zum Wert Ökologische Nachhaltigkeit als Teilzitate aus der Langversion unseres Berichts.

Wird umweltfreundliche Mobilität bei Mitarbeitenden gefördert? Es gibt quasi alle Möglichkeiten für die Mitarbeiter*innen, den Arbeitsweg umweltschonend zurückzulegen. Wir fördern durch den Zugang und die Werte und auch durch eine flexible und selbstständige Zeiteinteilung die Mobilität. Achtzig Prozent der Mitarbeiter*innen benutzen den ÖPNV oder das Fahrrad.

Gibt es ökologische Auswirkungen bei Kund*innen und Mitunternehmern? Direkt messbare ökologische Auswirkungen haben die Produkte der ARGEkultur keine, aber indirekt tragen sie über ihre Kund*innen zur Bewusstwerdung der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen bei – z.B. wenn die künstlerische Darbietung ökologische Themen bearbeitet. Die Erhöhung des sozialen und ökologischen Branchenstandards wird durch die Kampagne Fair Pay gefördert. Ebenso ist das Gebäude zu hundert Prozent barrierefrei.

Kennt das Unternehmen seine Umweltauswirkungen und werden diese reduziert? Als verpflichtende Indikatoren sind folgende Umweltkonten zu nennen und auf betriebsrelevante Größen

(z.B. pro Mitarbeiter*in) umzulegen: Transporte (und deren CO₂-Äquivalent in km bzw. kg), Benzinverbrauch (in Liter bzw. kg), Strom- und Gasverbrauch (in kWh bzw. kg), Heizenergie (in kWh/°C), Verbrauch von Trink- und Regenwasser (in m³), Verbrauch von giftigen und ungiftigen Chemikalien (in kg), Papierverbrauch (in kg), Einsatz von sonstigen Verbrauchsmaterialien (in kg), Kunstlichteinsatz (in Lumen bzw. kWh), Schadstoffemissionen (in kg). Gefragt wird: Welche dieser Umweltkonten werden erhoben, welche Daten werden wie veröffentlicht? Und wie werden negative Umweltwirkungen reduziert?

Hier ist sicher der größte Nachholbedarf gegeben – auch wenn im Kulturbereich bzw. durch unsere konkrete Tätigkeit weniger negative ökologische Auswirkungen entstehen als beispielsweise in der Industrie. Dennoch haben wir begonnen, diese Daten zu erheben und im Rahmen des Gemeinwohlberichts zu publizieren. Wichtiger ist aber, dass wir alle Mitarbeiter*innen aufgefordert haben, Vorschläge zu erarbeiten, wie ihr jeweiliger Arbeitsbereich, das Haus und auch die mit dem Programm zusammenhängenden Faktoren (z.B. Anreise der Künstler*innen oder Zuschauer*innen) ökologisch nachhaltiger gestaltet werden können: Verzicht auf Autos, weitgehender Verzicht auf Flüge, Fahrradparkplätze, Planungen zur E-Mobilität, Benutzung langlebiger Computer und gebrauchter Server, sparsamer Umgang mit Druckerpapier, Benutzung von Umweltpapier und regionale Produktion bei den Drucksorten, Verwendung von Sonnenschutzfolien an den Fenstern zur Wärmedämmung usw. Die konkreten Maßnahmen sind kleinteilig und mögen banal und unspektakulär erscheinen, tragen aber dennoch zu einer sicht-



► lichen Verbesserung unserer Klimabilanz bei – so ist z.B. unser Strom- und Fernwärmeverbrauch bis Ende 2019 gesunken (bei gleichbleibender Mitarbeiter*innen-Stärke und Bespielung des Hauses).

Entscheidend dabei ist auch die mittelfristige Bewusstseinsbildung der Mitarbeiter*innen für die ökologische Nachhaltigkeit ihres eigenen Tuns.

Die Pandemiejahre 2020 und 2021 sind von der Vergleichbarkeit der reinen Verbrauchszahlen durch die Lockdowns weniger aussagekräftig, zeigen aber auch ganz klare Vorteile für gemeinwohlbilanzierende Unternehmen. Denn sie verzeichnen z.B. häufig keinen Fachkräftemangel, weil sie die Frage nach dem Sinn des Jobs erfüllen können.

Die Gemeinwohlökonomie ist in ihren Ansätzen und Vorgehensweisen zukunftsfähig. Ein Beispiel dafür ist die Abstimmung mit der Agenda 2030 – den UN-Nachhaltigkeitszielen (Sustainable Development Goals/SDG), die 2015 verabschiedet worden sind. In einem eigenen Leitfaden sind jedem dieser 17 Nachhaltigkeitsziele Bereiche der Gemeinwohlmatrix zugeordnet und praktikable Empfehlungen für deren Umsetzung enthalten.

Der weiterführende Gedanke bei der Gemeinwohlökonomie ist: Je mehr Einzelpersonen, Unternehmen und Gemeinden sich daran beteiligen, desto mehr wird die GWÖ politisch und rechtlich implementiert. Als Beispiel: GWÖ-bilanzierte Unternehmen könnten steuerlich begünstigt, Gemeinwohl schädigende Unternehmen über höhere Steuern usw. zur Einhaltung der gesellschaftlichen Ziele motiviert werden. Ein Reformprojekt also vom betrieblichen zum gesellschaftlichen Wandel.

Die ARGEkultur hat die Arbeit mit der GWÖ seit beinahe sieben Jahren fest im Unternehmen verankert – und damit bislang ausschließlich gute Erfahrungen gesammelt. Aktuell stellen wir unseren nächsten Gemeinwohlbericht fertig und haben damit profunde Erkenntnisse über unser Tun generiert, mit denen wir kontinuierlich weiterarbeiten können.

Sicher: Die Gemeinwohlökonomie ist nicht das einzige alternative Wirtschaftsmodell. Aber in ihrer Komplexität und thematischen Breite, als ganzheitliches Analyse- und Strategietool ist sie für den einen oder die andere möglicherweise ein gewinnbringender Beitrag auf dem Weg zu nachhaltigem Handeln – auch für Kulturinstitutionen. ◀

Gabriele Gerbasits

FAIR PAY – Der Traum von der fairen Bezahlung

Kulturarbeit ist Arbeit und verdient faire Entlohnung. Eine Kampagne der IG Kultur und der Landesorganisationen für mehr Fairness in der Förderpolitik

Gabriele Gerbasits ist Teil des Leitungsteams der IG Kultur Österreich und betreut in der IG die Fair-Pay-Agenden.

„Die natürliche Verteilung ist weder gerecht noch ungerecht ... Es handelt sich einfach um natürliche Tatsachen. Gerecht und ungerecht ist der Umgang der Institutionen mit diesen Tatsachen.“ John Rawls, A Theory of Justice

Kulturarbeiter*innen und Künstler*innen leisten wertvolle Arbeit, die in den meisten Fällen schlecht bezahlt ist. In Österreich gibt es für viele Tätigkeiten keinen Mindestlohn und auch keine kollektivvertraglichen Regelungen. Dadurch ist man oft gezwungen, in prekärsten Verhältnissen Kulturarbeit zu leisten.

Angetrieben wird das Lohndumping von einer verfestigten unfairen Förderstruktur von Bund, Land und Städten. Wenn beantragte Subventionen nur zu einem Bruchteil genehmigt und jahrzehntelang nicht valorisiert werden, müssen Honorare und Gehälter entsprechend verringert werden, um das Projekt dennoch umsetzen zu können.

Voraussetzung für Fair Pay ist daher eine Erhöhung der Kulturbudgets, um die Genehmigungen von Subventionen an den tatsächlichen Bedarf anzupassen. Erst wenn alle Fördergeber*innen den Antragssummen folgen, können im Kulturbereich die Mindesthonorarempfehlungen der Interessenvertretungen eingehalten werden.

Die IG Kultur hat ihre Fair-Pay-Kampagne vor zehn Jahren gestartet. Für Kulturarbeiter*innen wurden Honorar- und Gehaltsempfehlungen entwickelt, die sich im Wesentlichen an den Empfehlungen der GPA für Vereine orientieren. Nach vielen Jahren intensiver Kommunikation und Lobbyarbeit wurde im Regie-

rungsprogramm 2020–2024 endlich die Entwicklung einer Fair-Pay-Strategie durch den Bund gemeinsam mit den Gebietskörperschaften verankert.

Im Herbst 2020 startete die Kunst- und Kulturstaatssekretärin Andrea Mayer unter dem Titel „Fairness-Prozess“ die Arbeit an einer Fair-Pay-Strategie. Bis zum Herbst 2021 wurde das Thema bei mehreren Treffen mit Interessenvertretungen angerissen. Zu vertiefenden Arbeitsgruppen wurde bedauerlicherweise nie eingeladen. Sosehr die Interessenvertretungen auch auf Partizipation drängten, über das Stadium der „Anhörung“ ist man nicht hinausgekommen.

Öffentliche Aufmerksamkeit erlangte das Thema erst durch die engagierte Wortmeldung Alexander Köcks beim Liveauftritt der Band Cari Cari anlässlich der 100-Jahr-Feier des Landes Burgenland im Herbst 2021. In einem Akt der Solidarität thematisierte er auf offener Bühne die niedrigen Gagen der Orchestermusiker*innen. Aber erst der Moderator Alfons Haider und sein Versuch, die Aussage von Alexander Köck zu relativieren, sorgte nachhaltig für einen Skandal. Er entgegnete, die Orchestermusiker*innen wären noch Student*innen und damit keine richtigen Künstler*innen, weshalb eine Abendgage von 30 Euro durchaus angemessen sei. Im Fahrwasser dieser medialen Aufregung gelang es den Interessenvertretungen, ihre Fair-Pay-Position unterzubringen. ►

80

Kurz nach der 100-Jahr-Feier lud das Kulturstaatsekretariat zu einem Fairness-Symposium ein. Auch hier gab es genug Anlass zu Kritik. Fair Pay stand dort nicht auf der Tagesordnung, den am Fairness-Prozess Beteiligten wurde auch keinerlei Mitwirkung auf Programm oder Inhalte zugestanden. Die IG Kultur Österreich war dadurch gezwungen, das soeben fertiggestellte Fair-Pay-Manifest aus dem Publikum heraus zu verteilen und zu thematisieren. Der Kulturrat Österreich verteilte seinen druckfrischen Fair-Pay-Reader vor dem Veranstaltungssaal. Zumindest die Berichterstattung zum Symposium umfasste dann auch unser Fair-Pay-Manifest, unsere Kritik fand breite Aufmerksamkeit.

Derart unter Druck geraten kündigte das Staatssekretariat am Ende des Symposiums den Start der Fair-Pay-Arbeitsgruppen für Jänner 2022 an und forderte die Kunst- und Kulturschaffenden auf, bis dahin Positionen, Kommentare, Wünsche, Problematisierungen etc. an das Kulturstaatsekretariat zu senden. Diesem Aufruf folgten der Kulturrat und viele Interessenvertretungen, sie brachten nochmals ihre Punkte ein.

Aus den Arbeitsgruppen im Jänner wurde dann wieder nichts. Stattdessen lud das Staatssekretariat die Interessensvertretungen im März 2022 zu zwei Fokusgruppen ein. In der ersten Fokusgruppe konnten die IGs gegenüber der Fachabteilung ihres Bereiches zum wiederholten Male ihre „Herausforderungen“ im Fair-Pay-Prozess auflisten. Bei der folgenden zweiten Fokusgruppe waren die Settings ähnlich. Jede Interessenvertretung hatte im Rahmen eines Speed-Datings fünf Minuten Zeit, mit Vertreter*innen jeweils eines Bundeslandes die „Herausforderungen“ länderspezifisch durchzugehen. Im April 2022 wurde dann allen Beteiligten schriftlich mitgeteilt, dass das Staatssekretariat sich für die Beteiligung bedankt und demnächst eine Strategie präsentieren wird.

Seit dem ersten Treffen im Herbst 2020 haben die Interessensvertretungen wiederholt und nachdrücklich um einen ernsthaften Austausch und Arbeitsformate gebeten. Es wurde immer wieder erklärt, dass die fördertechnische Umsetzung einer gemeinsamen Planung bedarf, da die bisherige Förderpraxis in ihrer Gesamtheit betroffen ist. Zugeständnisse wurden aber nur auf öffentlichen Druck hin gemacht, und selbst diese Versprechen wurden nie eingehalten. Der Unmut der IGs ist auch deshalb so groß, weil dadurch das gesamte Projekt gefährdet ist.

In Österreich sind Kulturförderungen zwischen zwei oder drei Gebietskörperschaften aufgeteilt. Nur wenn alle Fördergeber*innen ihre bisherigen Praxen gemeinsam reformieren, kann Fair Pay gelingen.

Das Land Salzburg hat schon 2020 ein Best Practice entwickelt und gemeinsam mit Stakeholdern eine nachhaltige Strategie zur Umsetzung erarbeitet. Seit 2021 werden die Förderungen stufenweise angehoben. Zielvereinbarungen zur Erreichung fairer Bezahlung werden mit den Fördernehmer*innen getroffen. Dabei wird der Fair-Pay-Zuschuss des Landes auf Basis des 2021/2022 aktuellen Förderverhältnisses von Land Salzburg, Bund und Stadt/Gemeinde berechnet. 2022 hat auch die Stadt Salzburg beschlossen, ihren Beitrag zu Fair Pay zu leisten.

Diese Strategie baut darauf auf, dass der Bund ebenfalls auf dieser Berechnungsgrundlage nachzieht. Auf Basis gemeinsamer fairer Förderbedingungen könnte somit der Fair-Pay-Gap bei jeder Kultureinrichtung geschlossen werden.

Das Staatssekretariat für Kunst und Kultur des Bundes hat jedoch weder auf die Erkenntnisse aus Salzburg zurückgegriffen noch einen ähnlich transparenten Strategieprozess geführt. Der Bund verteilt laut seiner Ankündigung 6,5 Millionen Euro für Fair Pay. Er berechnet die Summen ähnlich wie das Land Salzburg aliquot, aber fatalerweise mit einem anderen Verteilungsschlüssel oder mit der Gießkanne – je nachdem, wie die Qualität der Anträge eingeschätzt wird.

Bei der Berechnung des Anteiles des Bundes werden – im Unterschied zu den Berechnungen des Landes Salzburg – auch die wirtschaftlichen Eigenleistungen sowie Sponsorengelder einberechnet. Diese müssten daher ebenfalls entsprechend erhöht werden, was aber kaum möglich ist, da diese aber schon bisher bestmöglich ausgeschöpft wurden und real nicht mehr erhöhbar sind. Dadurch bliebe im Fair-Pay-Anteil des Bundes eine Lücke, die in den Folgejahren wiederum die anderen Gebietskörperschaften ausgleichen müssten.

Noch kurioser erscheint die Bemessung „aufgrund der künstlerischen Qualität“ eines Ansuchens. Konnte man bisher davon ausgehen, dass nur Anträge gefördert werden, die den „künstlerischen“ Ansprüchen des Fördergebers entsprechen, scheint es in den Beurteilungen so etwas wie „Halbe-Qualität“ oder „Drittel-Qualität“ zu geben.

In spätestens zwei Jahren sind die minimalen Budgeterhöhungen des Bundes in den Preissteigerungen für Energie und Mieten versickert. Wenn das Kunst- und Kulturministerium sich nicht zu einer Reform des Fördersystems entschließen kann, ist Fair Pay nicht umsetzbar. Dann können die Kulturschaffenden und Künstler*innen nur auf einen Neustart mit einer neuen Regierung hoffen. ◀

Corona und Kultur

Andi Wahl ist Handwerker, Historiker und Gemeinderat in Windhaag bei Freistadt.

[Vater und Kind sitzen am Frühstückstisch. Der Vater liest Zeitung, das Kind isst Cornflakes und sieht dem Vater beim Lesen zu.]

Kind— Du Papa!

Vater— Hmm?

Kind— Du Papa, musst du eigentlich jeden Morgen die Zeitung lesen?

Vater— Nein, müssen tu ich nicht, aber ich will! Damit ich informiert bin. Du musst ja auch nicht all diese Handy-Chats mit deinen Freundinnen und Freunden lesen.

Kind— Wohl, muss ich schon! Sonst weiß ich ja gar nicht was gerade Gesprächsstoff ist. Dann könnt' ich nur blöd dastehen, wenn sich die anderen unterhalten.

Vater— Genau wie bei mir.

[Vater liest weiter Zeitung.]

Kind— Du Papa. Wir könnten doch, anstatt zu lesen, auch miteinander reden.

Vater— [blickt unwillig über seine Zeitung] Tut sich denn nichts auf deinen Chat-Kanälen?

Kind— Jop!

Vater— [legt die Zeitung zur Seite] Über was möchtest du den gerne reden?

Kind— [denkt kurz nach] Öhmhhh, ja! Da hat gestern im Fernsehen jemand gesagt, dass die Kultur unter zwei Jahre Corona stark gelitten hat, weil viele Veranstaltungen abgesagt werden mussten. Und du hast diesem Menschen Recht gegeben.

Vater— Ja, weil er Recht hatte! Zumindest meiner Meinung nach.

Kind— Ich finde du bist da nicht kongri-dings.

Vater— Kongruent?

Kind— Genau! Ich finde du bist da nicht kongruent!

Vater— Wo du immer diese Wörter herhast.

Kind— [lacht] Na, g'scheiter als Hundsbeiß!

Vater— Stimmt! Aber warum meinst du, ich sein nicht kongruent?

Kind— Weil du doch immer sagst, dass der Begriff Kultur „fast alle menschlichen Lebensäußerungen“ umfasst.

Vater— Und?

Kind— Wenn Kultur ja eh fast alles ist, was Menschen machen, dann sind Kulturveranstaltungen ja nur ein winzig kleiner Teil von Kultur. Eigentlich nur ein Floh-Furz! Außerdem haben die Leute in Coronazeiten mehr Brot gebacken, mehr Serien geschaut und ihrer Häuser renoviert. Das sind ja auch alles Lebensäußerungen. Die Kultur als Ganzes muss also gar nicht gelitten haben. Vielleicht hat sie sogar dazugewonnen.

Vater— [überlegt]: Interessanter Gedanke. Da ist sicher etwas dran. Aber du musst auch an all die Menschen denken, die keine Arbeit haben, wenn es keine Veranstaltungen gibt. **Kind**— Die? Die können sich doch auch andere Arbeiten suchen. Irgendwo werden die schon zu brauchen sein. Und Kultur können sie ja nach Feierabend machen. Ich halte das eh für eine viel spannendere Kultur, selbst Geschichten zu schreiben, Instrumente zu spielen oder zu tanzen. Viel besser als irgendwo hinzugehen, um sich was anzuhören oder anzusehen. Dazu war in zwei Jahren Corona einmal Zeit!

Vater— [schmunzelt]: Da ist prinzipiell schon was dran, aber ich finde, du hältst hier unreflektierte populistische Volksreden. Das muss man differenzierter betrachten. [Das Handy des Kindes macht „pling“. Das Kind öffnet eine Nachricht und liest diese.] Zum Beispiel ... Hörst du mir überhaupt zu?

Kind— Doch, doch Papa. Aber ich muss da jetzt gleich zurückschreiben. Ich danke dir für dieses überaus unterhaltsame und lehrreiche Gespräch. [Kind ab.]

Vater— [sieht dem Kind verdutzt nach]: Offenbar bin ich hier der PausencLOWN. ◀

81

Nicola Weber

Keine Zeit für Pessimismus

In kulturellen Settings lässt sich eine nachhaltige Gesellschaft besonders gut erproben. Die Initiative „klimakultur.tirol“ ist ein Pionierprojekt für die fruchtbare Kooperation von Kulturarbeit und Klimaschutz.

„Ja, wir wollen mit Musik die Welt retten.“ So beginnt der Musiker Manu Delago seinen Blogbeitrag auf „klimakultur.tirol“. „Dafür reist meine Band nicht nur für 35 Tage per Fahrrad und Anhänger zu Konzerten in Österreich, sondern veröffentlicht einen täglichen Videoblog, der die Menschheit zu einem klimafreundlicheren Lebensstil inspirieren soll“, setzt er fort. Als der Beitrag im April am Blog der Tiroler Plattform veröffentlicht wurde, stand Delago knapp vor dem Start seiner ReCycling Tour und schilderte die intensiven Vorbereitungen für die 1600 Kilometer lange Tournee – von den mitgeführten Solarpaneelen für den Bühnenstrom bis zum Jausenmanagement und der Wäsche-strategie. Hätte man sich bisher eine komplette Konzerttournee auf Lastenrädern vorstellen können? Auch wenn wir wissen: Das allein wird die Welt nicht retten – mit Manu Delagos Erzählung tun sich Ideen auf, was alles realisierbar ist und mit wie viel Freude es verbunden sein kann.

Einen Klick weiter stößt man auf einen Artikel über das ethnologische „Museum der Völker“ in Schwaz. Dort wird das Angebot im Museumsshop gerade auf Produkte lokaler Handwerker*in-

Nicola Weber studierte Architektur in Innsbruck, Wien und den USA. Sie lebt und arbeitet als freie Journalistin, Kuratorin und Vermittlerin an der Schnittstelle von Kultur, Architektur, Design und Stadtraum in Innsbruck, seit 2019 leitet sie WEI SRAUM Designforum Tirol.

nen umgestellt, das Café bietet künftig Bier aus der regionalen Brauerei an und das Ausstellungsequipment wird so gebaut, dass es laufend wiederverwendbar oder sogar an andere Häuser verleihbar ist. Auch das macht etwas greifbar, was im Begriff „Klimaschutz“ oft allzu abstrakt, technisch und unnahbar bleibt. Ein ähnliches Gefühl stellt sich beim Blogbeitrag über das Reggae-Festival in Telfs ein, das weg von den Plastikbechern will, oder demjenigen über den bildenden Künstler, der in seinen Installationen das Aussterben von Wildtieren thematisiert und dabei auch mit Überlegungen zur Nachhaltigkeit seiner Arbeitsmaterialien begonnen hat. Beim Lesen wird immer deutlicher: Hier sind motivierende Geschichten von erfolgreichen Kooperationen aus Klimaschutz und Kulturarbeit versammelt, hier entsteht ein Fundus an konkreten Ideen für den gesellschaftlichen Wandel und allesamt machen sie Lust, alte Muster abzulegen und Neues zu wagen.

Menschen tun sich auf einer interdisziplinären Plattform zusammen, weil sie überzeugt sind: Ein tiefgreifender Wandel des Systems kann nur gemeinsam gelingen – durch das Zusammenspiel von Kunst, Kultur, Forschung, Wirtschaft, Politik und Öffentlichkeit.

Über das bisher Vorstellbare hinausdenken

Das Blogarchiv wächst seit zwei Jahren stetig an und ist eines der zentralen Projekte der Initiative klimakultur.tirol, einem losen Verbund von zwölf Organisationen und Akteur*innen, die sich mit den Themen Kunst, Kultur, Klima und Nachhaltigkeit auseinandersetzen. Im Vorfeld des Blogs machten sich die Mitglieder in einem selbstorganisierten Lehrgang mit Strategien der Klimakommunikation vertraut. „Wir wollen einen positiven Spirit der Handlungsfähigkeit verbreiten. Unser Ansatz ist daher, mit Good-Practice-Beispielen zu arbeiten, die Alternativen und Empowerment aufzeigen“, erklärt Helene Schnitzer, Geschäftsführerin der TKI-Tiroler Kulturinitiativen. Sie hat die Gruppe 2018 mitgegründet und möchte das utopische und kreative Potenzial von Kunst und Kultur im Klimaschutz sichtbar machen. Mit klimakultur.tirol ist ein Pionierprojekt entstanden, wie es in Österreich bisher einzigartig ist und das künftig mit einer fixen Personalstelle auch auf solide institutionelle Beine gestellt werden soll. Die Zusammensetzung der Gruppe zeigt, was der zentrale Gedanke ist: Menschen tun sich auf einer interdisziplinären Plattform zusammen, weil sie überzeugt sind: Ein tiefgreifender Wandel des Systems kann nur gemeinsam gelingen – durch das Zusammenspiel von Kunst, Kultur, Forschung, Wirtschaft, Politik und Öffentlichkeit. So sind bei klimakultur.tirol Menschen aus Kulturinitiativen, Museen und Theaterkollektiven ebenso dabei, wie eine Journalistin oder der Innsbrucker Ernährungsrat. Auch die Landesinitiative Tirol 2050 energieautonom und der Verein Klimabündnis Tirol als Teil des größten kommunalen Klimaschutz-Netzwerks Europas sind vertreten. Und wenn Standpunkte oder Expertisen fehlen, dann werden sie über

Expert*innen hinzugeholt – so geschehen im Sommer 2021 bei der eintägigen Diskursveranstaltung „Forum Klimakultur“, wo die Aspekte Bildung, Politik und Wissenschaft nach ihren Schnittpunkten zu Kunst und Kultur abgeklopft wurden.

Dialog statt hermetischer Gesichtspunkte

In einem Gewächshaus im Innsbrucker Botanischen Garten kamen damals zwischen Pflanzen, Globen und alten geografischen Wandkarten vier Gesprächspartner*innen zusammen: Georg Kaiser, einer der weltweit führenden Klimaforscher und Glaziologen, der Schweizer bildende Künstler und Musiker George Steinmann und die Umweltpädagogin Miriam Bahn und Moderator Sebastian Possert. Ihre Diskussionen sind in vier Videos aufgezeichnet worden und bringen bei aller Unterschiedlichkeit der Zugänge wesentliche Erkenntnisse eindrucksvoll auf den Punkt: Es geht heute in der Klimadebatte nicht mehr darum, hermetische Gesichtspunkte zu vertreten, sondern um Dialog und Vertrauen. Es braucht über die Disziplinen hinweg eine Symbiose der Verantwortlichkeit und tragfähige Netzwerke der Zivilgesellschaft. Und – Faktenvermittlung allein kann uns heute oft nicht mehr zum Handeln bewegen, weil es dem Vokabular der Nachhaltigkeit „an Seele fehlt“. Genau da kann Kunst ansetzen und den Klimaschutz von einem technisch beherrschten „Schließungsbegriff“, wie ihm oft diagnostiziert wird, wieder zu einem „Öffnungsbegriff“ machen¹, mit dem wir alle etwas anfangen können. Kunst und Kultur, sagen alle drei, können wissenschaftliche Daten übersetzen und greifbar machen, sie haben andere Werkzeuge zur Verfügung als Wirtschaft und Politik und können daher andere Diskursräume öffnen. Helene Schnitzer spricht dabei auch von der

84

Kulturinitiativen sind prädestiniert, als gesellschaftliche Labore zu agieren, wo sich Neues im Kleinen ausprobieren lässt, um dann in Richtung Gesellschaft und Politik zu signalisieren: **Leute, es geht!**

► „Doing Culture“², einem sozialen Setting für das gerade Kulturinitiativen oder -kollektive prädestiniert sind: nämlich in der Mitte zwischen den Polen Politik und Individuum als gesellschaftliche Labore zu agieren, wo sich Neues im Kleinen ausprobieren lässt, um dann in Richtung Gesellschaft und Politik zu signalisieren: Leute, es geht! Man kann Dinge grundsätzlich anders angehen. Auch in politischen Gremien die sich mit Klimathemen befassen, sollten viel mehr Kulturakteur*innen sitzen, anstatt „nur“ die Lobbyisten aus der Wirtschaft, sind die drei sich einig.

Handlungsfähigkeit erleben

Die Kurzvideos aus dem Forum hat die Tiroler Klimakultur-Plattform ganz bewusst für vier Zielgruppen produziert: den Kunst- und Kultursektor, den Bildungsbereich, die Wissenschaft und für Gemeinden. Besonderes Augenmerk liegt zurzeit auf den Gemeinden, weil gerade dort die Debatten über den Wandel an handfesten Themen sichtbar werden: an Flächenwidmungen, der Bachverbauung oder der Mobilität. Für diese Zielgruppe wurde ein vierstündiges Einstiegsmodul entwickelt, das etwa mit Elementen des Forumtheaters arbeitet. Armin Staffler ist Theaterpädagog*in und Politikwissenschaftler und hat einige Erfahrung mit dieser Methode: „Als Akteur*in auf der Bühne kann sich jeder und jede als handlungsfähig, als wirkmächtig erleben. In diesem Experimentierraum können wir Themen multiperspektivisch durchspielen und die sehr unmittelbare Erfahrung machen: Unsere Entscheidungen und Handlungen haben Konsequenzen. Das Publikum darf gestaltend eingreifen und oft tun sich neue Wege für festgefahrene Fragestellungen auf.“ Buchen können Gemeinden dieses Angebot über das Klimabündnis Tirol,

wo bereits viele Fäden zur Klimaschutzarbeit in Gemeinden zusammenlaufen. Eine fruchtbare Kooperation also, um außerhalb der eigenen Blase Entscheidungsträger*innen zu erreichen.

Wie soll es in Zukunft weitergehen mit klimakultur.tirol? Helene Schnitzer wünscht sich, dass mit der neu geschaffenen Stelle die begonnenen Stränge fortgeführt werden können: der Blog als Sammelplatz und Verstärker für gute Ideen, ein biennales Forum mit Schwerpunktthema, ein Weiterbildungsangebot für Klimakommunikation und nicht zuletzt die Gruppe selbst, als Ort des motivierenden Austauschs, für Feedback und Ermutigung, für das Reden vom Wandel als etwas Positives und die Vernetzung der Vielen, die bereits an der Sache arbeiten. Denn – um noch einmal aus dem Gespräch im Gewächshaus zu zitieren: „Wir haben keine Zeit mehr für Pessimismus.“³ ◀

<https://klimakultur.tirol>

(1) Hildegard Kurt, 2018

(2) Hörning & Reuter, 2004

(3) George Steinmann, 2021



_kippen

Kulturprojekte einreichen bis 8.10.2022 – tki.at

TKI
open 23

KUNSTSTRECKE ANDREAS DWORAK

Dworak, Andreas, österr. Konzept- und Fotokünstler, Maler, *9. 11. 1957 Wien, lebt in Niederösterreich. Stud.: 1977–85 Gesch. und Phil. an der Univ. Wien. Als Künstler Autodidakt. 1991, 92, 97 und 2006 Auslands- Stip. für Prag, New York, Rom und Paliano. Dworak gestaltet Installationen, großformatige Tafelbilder, Fotos und interdisziplinäre Aktionen, wobei er von vorgefundenen, bestehenden Lokalitäten ausgeht.



„ROTKÄPPCHEN“
 Fotografie, 2022

Seite 6 – 7

„BREAKDOWN“
 Fotografie, 2022

Seite 40 – 41



86

BENJAMIN R. KURAN

Benjamin R. Kuran, geboren 1988 in Wien, 2009 bis 2012 Kolleg und Meisterklasse für Grafik Design, Graphische Wien, 2012 bis 2018 Studium an der Akademie der bildenden Künste Wien bei Ashley Hans Scheirl und Gunter Damisch und an der Universität der Künste Berlin bei Martin Gerwers. 2018 bis 2020 Assistent von Uli Aigner und Michal Kosakowski in Berlin. Lebt in Wien und Berlin, arbeitet weltweit. <https://benjaminkuran.gallery>



„KRANKENHAUS, NGAOUBELA“,
Fotografie, 40 x 30 cm, aus der Serie
Kamerun 2018

Seite 30 – 31



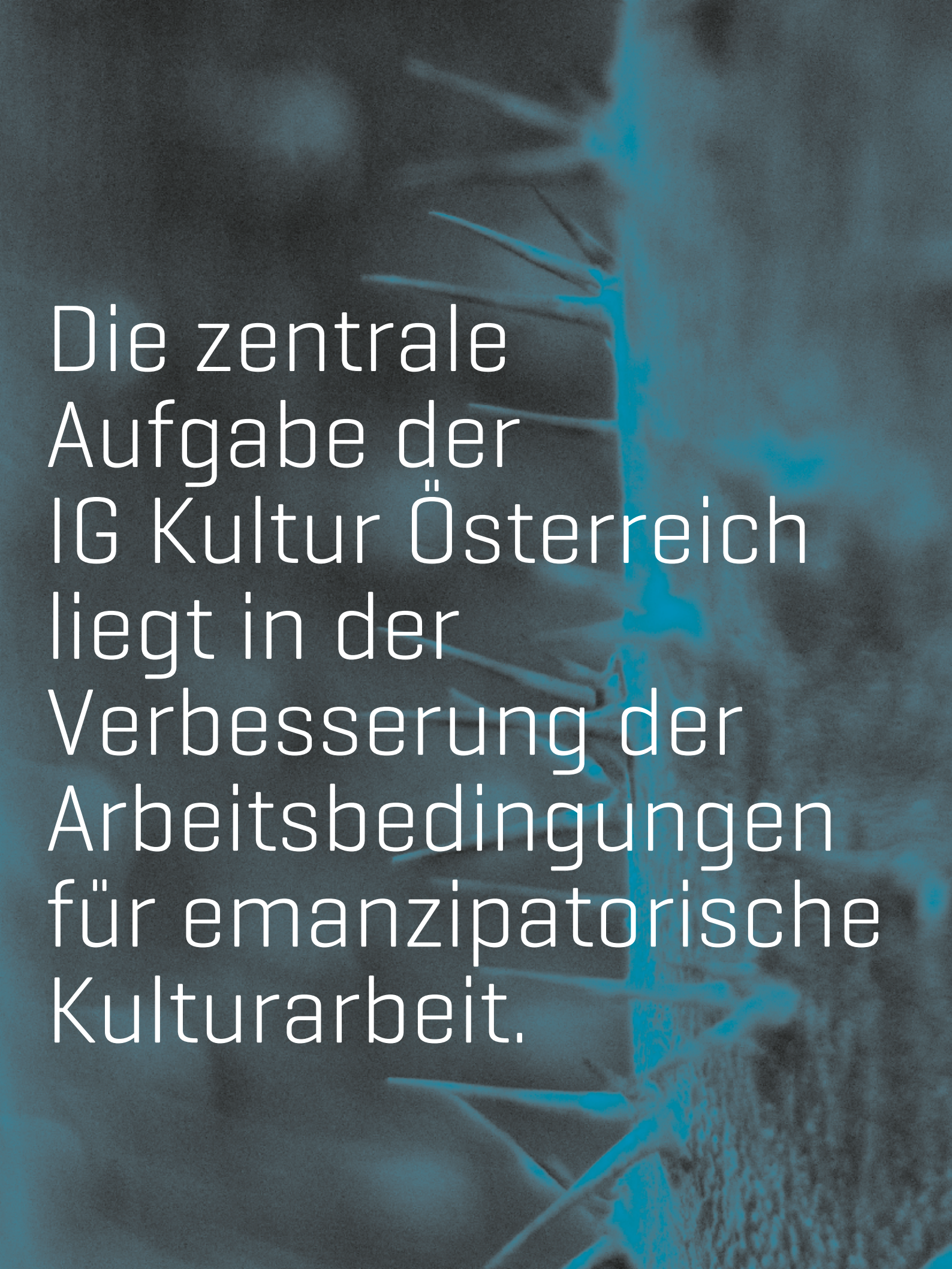
„BUSCHFEUER, TIBATI“,
Fotografie, 40 x 30 cm, aus der Serie
Kamerun 2018

Seite 54 – 55

„BACKSTREET, NGAOUNDÉRE“,
Fotografie, 40 x 30 cm, aus der Serie
Kamerun 2018

Seite 87





Die zentrale
Aufgabe der
IG Kultur Österreich
liegt in der
Verbesserung der
Arbeitsbedingungen
für emanzipatorische
Kulturarbeit.